Köpfe und Ideen
2007

Wissenschaftskolleg zu Berlin

INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY

Thomas **BAUER** Joseph **BERGIN** Sylvia **CREMER** Martin **FLAJNIK** Steven A. **FRANK** Alison **GALVANI** Friedrich Wilhelm **GRAF** Abdellah **HAMMOUDI** Thomas **HAUSCHILD** Almut **HÖFERT** Toshio **HOSOKAWA** Ellen **HSU** Thomas M. **HUNTER** Martin **KALTENECKER** Ulrich **KELLER** Ladislav **KESNER** Sunil **KHILNANI** Tomasz **KIZNY** Joachim **KURTZ** Helmut **LACHENMANN** Harry **LIEBERSOHN** Béatrice **LONGUENESSE** Wayne **MADDISON** Przemyslaw **MARCINIAK** Pierre-Michel **MENGER** Christoph **MÖLLERS** Alain **MONTANDON** Arne Ø. **MOOERS** Johannes **NIEHOFF-PANAGIOTIDIS** Georg **NOLTE** Marcia **PALLY** Lisa **PARKS** Catalin **PARTENIE** Louis **Du PASQUIER** Marta **PETRUSEWICZ** Amnon **RAZ-KRAKOTZKIN** Andrew **READ** Fuad **RIFKA** Valeska **VON ROSEN** Frank **RÖSLER** Paul **SCHMID-HEMPEL** Alain **SCHNAPP** Hinrich **VON DER SCHULENBURG** Viola **SHAFIK** Dirk Jacobus **SMIT** Martin **STRITT** Suha **TAJI-FAROUKI** Carl **THAM** Jeffrey **THORNE** Muhammad S. **UMAR** Andreas **VOSSKUHLE**

Fellows 2006/2007

Zum Auftakt

Dieter Grimm und Luca Giuliani

Welche Assoziation mögen Sie beim Anblick des Titelbildes gehabt haben? „Lauter alte Hüte“? Hoffentlich nicht. Es wäre für eine Publikation, die vor allem über die Forschungen der diesjährigen Fellows berichten will, keine Empfehlung. Die Hüte sind ja auch gut erhalten, sehen vergleichsweise wenig benutzt aus. „Ferienzeit“ würde es ebenfalls nicht treffen. Es wird bekanntlich hart gearbeitet am Kolleg, und zehn Monate sind nicht viel, wenn am Ende ein Buch fertig sein soll. Nein, die realen Objekte, die hier abgebildet sind, finden sich in dem Bauernmuseum in Bukarest, von dem im Zusammenhang mit Andrei Pleşu, dem Permanent Fellow des Wissenschaftskollegs und Rektor des rumänischen Schwesterinstituts New Europe College, die Rede ist. Er hat diesem Museum nach dem Ende des Ceauşescu-Regimes ein neues Gesicht gegeben. Allerdings ließe sich auch noch ein anderer Zusammenhang herstellen. In diesen Tagen nimmt der dritte Rektor des Wissenschaftskollegs Dieter Grimm seinen Hut und Luca Giuliani, sein Nachfolger, wird mit dem Rektorenhut geschmückt. Dieser Hut lässt sich freilich gar nicht abbilden, denn er existiert höchstens metaphorisch. Da dieses Heft zur Zeit des Wechsels erscheint, wünschen beide Rektoren, der alte und der neue, den Lesern von „Köpfe und Ideen“ viel Vergnügen.

Inhalt

6 Wozu Religion? Ein Plädoyer für eine ambivalente Angelegenheit
Der Theologe Friedrich Wilhelm Graf leitet eine Schwerpunktgruppe zum Thema „Religiöse Transformationsprozesse der Gegenwart“
Interview: Ralf Grötker
Fellows 2006/2007

14 Eine Sache der Verschaltung
Beatrice Longuenesse und Frank Rösler versuchen sich in der Überwindung des philosophisch-neurowissenschaftlichen Dualismus
von Ralf Grötker
Fellows 2006/2007

22 „Ich spreche über Normalität.“
‚Widerstand durch Kultur‘ war vor 1989 die Devise rumänischer Intellektueller. Dann hat es viele von ihnen unerwartet in politische Ämter verschlagen. Wie geht das zusammen? Ein Besuch bei dem ehemaligen Außenminister, Gründer des New Europe College und Publizisten Andrei Pleșu
von Ralf Grötker
Permanent Fellow

34 Unliebsame Gäste?
In der Schwerpunktgruppe „Evolutionäre Immunologie“ wird das Verhältnis zwischen Wirt und Parasit überdacht
von Tobias Haberl
Fellows 2006/2007

44 Fakt und Fiktion
Der Jurist Christoph Möllers vergleicht Rechtstheorie mit ästhetischer Theorie — Fellow 2006/2007
von Florian Welle

52 „Wenn wir die Sterne nicht erreichen können, brauchen wir zumindest das Licht der Sterne.“
Der syrische Dichter Fuad Rifka übersetzt deutsche Lyrik des 20. Jahrhunderts ins Arabische — Fellow 2006/2007
von Florian Welle

60 Letter from Berlin: Deflections
A year at the Wissenschaftskolleg is very pleasant. How much does the unique scholarly environment of this place deflect one's intellectual history? — Fellow 1996/1997 und 2006/2007
by Steven A. Frank

64 Bildnachweise

66 Impressum

Wozu Religion?
Ein Plädoyer für eine ambivalente Angelegenheit

Friedrich Wilhelm Graf leitet eine Schwerpunktgruppe zum Thema „Religiöse Transformationsprozesse der Gegenwart“

Fellows 2006/2007

Interview: Ralf Grötker

RG: Wenn man im Lexikon nachschaut, wo das Wort „Religion“ seine Wurzeln hat, stößt man auf zwei verschiedene Darstellungen. Nach Cicero zeichnen sich religiöse Menschen dadurch aus, dass sie alles, was für die Verehrung der Götter wichtig ist, sorgfältig bedenken und gleichzeitig *immer wieder aufs Neue durchgehen* – auf lateinisch: *relegere*. Deshalb, meint Cicero, werden sie religiosi genannt. Eine andere Erklärung hat der Kirchenvater Laktanz parat. „Unter dieser Bedingung nämlich“, schreibt Laktanz, „werden wir geboren, dass wir dem Gott, der uns geschaffen hat, gerechten und schuldigen Gehorsam erweisen, ihn allein anerkennen und ihm folgen. Durch diese Fessel der Frömmigkeit sind wir Gott verpflichtet und *verbunden – religati*.“ Von daher, meint Laktanz, habe die Religion ihren Namen. Welche dieser beiden Herleitungen ist die richtige?

Graf: Ehrlich gesagt: Ich habe keine Ahnung. Die Geschichte mit den Fesseln und der Rückbindung scheint mir plausibel. Aber ob das so ist, weiß ich nicht.

v.l.n.r.
Muhammad Umar,
Thomas Bauer,
Abdellah Hammoudi,
Friedrich Wilhelm Graf,
Amnon Raz-Krakotzkin

v.l.n.r. Almut Höfert und Suha Taji-Farouki, Kathrin Biegger, Martin Stritt, Amnon Raz-Krakotzkin, Abdellah Hammoudi, Friedrich Wilhelm Graf und Amnon Raz-Krakotzkin, Muhammad Umar

Ciceros Geschichte gefällt mir als Protestant natürlich besser, weil sie ein Moment der Reflexion beinhaltet. Religion ist für mich die Selbstthematisierung des Menschen als eines endlichen Wesens. Entscheidend bei dieser Selbstthematisierung ist, dass der Mensch zur Endlichkeit des Lebens ein konstruktives Verhältnis gewinnt und so sein Leben in einer Weise führt, dass er jeden Moment in seiner spezifischen Intensität wahrzunehmen imstande ist.

RG: Die bekannteste und einfachste Definition von Religion versteht diese als „Glaube an geistige Wesen". Es gibt aber auch Religionen, die ohne einen solchen Glauben auskommen.

Graf: Ja, es gibt Religion ohne Gott. Aber es gibt keine Religion, die nicht mit der Vorstellung verknüpft ist, dass der Mensch bezogen ist auf höhere Mächte. Nur darf man die nicht immer mit dem einen Gott identifizieren.

RG: Die Schwierigkeiten bei der Definition von „Religion" verweisen ja auf ein tiefer liegendes Problem. Im Sanskrit, im Chinesischen, im Hebräischen und im Arabischen gibt es gar keine genaue Entsprechung für das, was wir „Religion" nennen. Auch eine „Religion der alten Griechen" hat es, genau genommen, nie gegeben – zumindest nicht im Verständnis der damaligen Zeit.

Graf: Mit solchen Schlussfolgerungen würde ich mich etwas zurückhalten. Es gibt auch Völker, in deren Sprachen kein Begriff für „Sex" existiert. Und trotzdem haben sich die entsprechenden Gemeinschaften reproduziert. Was den Begriff der Religion betrifft, wie wir ihn heute kennen, so ist dieser in der Tat ein Konstrukt unserer westlichen Kultur aus dem 17. und 18. Jahrhundert, das sich im Zuge der konfessionellen Pluralisierung durchgesetzt hat. Die Römer sprachen zwar auch von *religio*, verwendeten das Wort aber in ganz anderem Sinne als wir heute. Ihnen war es darum zu tun, eine besondere Form des Kultes zu bezeichnen.
Unter Religionswissenschaftlern ist es aus solchen Überlegungen heraus seit zwanzig Jahren üblich, auf allgemeine Begriffe der Religion ganz zu verzichten. Ich halte das für überzogen. Man kann, glaube ich, nicht auf Dauer Religionsforschung betreiben, ohne irgendwelche Konzepte von Religion zu entwickeln. Außerdem: Wenn nicht einmal die Religionswissenschaftler den Begriff präziser fassen können, wie sollte dann verhindert werden, dass Religion für alle möglichen Zwecke funktionalisiert wird. Es gibt da mittlerweile einen richtigen Markt: angefangen von alternativen Medizinern über Masseure, die mit Tantramassagen eine präreflexiv unmittelbare Einheit von Geist, Leib und Seele zu erzeugen versprechen, bis hin zu Psychotherapeuten, die durch eine Inkarnationstherapie das entfremdete Selbst zu seinen Ursprüngen in einem früheren Leben zurückführen wollen.

RG: Aber wo ziehen Sie die Grenze? Was ist Religion, was nicht?

Friedrich Wilhelm Graf

Graf: Man kann Religion niemals scharf von Bereichen der Kultur oder der Politik trennen. Meiner Ansicht nach liegt die Schwierigkeit darin, dass wir immer an Grenzen stoßen, wenn wir versuchen, die Binnenperspektive des religiösen Bewusstseins einzunehmen. Schauen Sie sich die klassische idealistische Religionstheorie an, bei Hegel. Diese Theorie geht davon aus, dass das religiöse Bewusstsein sich, als ein vergleichsweise primitiver Modus des Denkens, im Medium von Vorstellungen und Bildern artikuliert. Wenn man diese Vorstellungen und Bilder aber in Begriffe umwandelt, hoffte Hegel, würde man zu einer vernünftigen Form des Glaubens gelangen. Ich denke aber, dass eine solche rationale Transformation möglicherweise den Verlust des Entscheidenden bedeutet: eben dass religiöse Sprachen Bildsprachen sind, die sich stark auf metaphorische Horizonte beziehen. Damit hängt eine andere Schwierigkeit zusammen. Wenn sich der Gegenstand des Glaubens nicht auf eindeutige Begriffe bringen lässt, dann heißt das auch, dass es extrem schwer nachzuvollziehen ist, was der Glaube für den einzelnen Frommen bedeutet. Selbst innerhalb einer Konfession ist das nicht einheitlich. Wenn Sie zu einem katholischen Gottesdienst gehen und die Gläubigen während der Eucharistie beobachten, werden Sie feststellen, dass sich kaum etwas darüber aussagen läßt, was in dem Einzelnen vorgeht.

RG: Aber gibt nicht gerade der katholische Glaube relativ klare Vorgaben?

Sigmar Polke,
„Höhere Wesen befahlen:
rechte obere Ecke schwarz
malen!“ (1969)

Graf: Die Frage ist, wer sich daran hält. Gerade bei den Katholiken haben das die Religionsforscher gut untersuchen können. Unter kirchentreuen Schweizer Katholikinnen etwa nimmt seit 30 Jahren der Anteil derer, die sich zur Reinkarnation bekennen, kontinuierlich zu! Die Leute basteln ihren eigenen Katholizismus. Und

möglicherweise ist das immer so gewesen. Das Christentum ist deshalb so erfolgreich, weil es extrem interpretationsoffene Symbolräume zur Verfügung stellt.

RG: Und das begrüßen Sie?

Graf: Mein Interesse richtet sich darauf, die hohe Ambivalenz aller religiösen Symbolsprachen präsent zu halten. Religion kann mir dabei helfen, Grundstrukturen des Lebens besser zu verstehen. Sie kann aber auch dazu führen, dass ich mich als Agent des Absoluten verstehe. Von da ist dann der Weg zu religiöser Gewalt und zu extremen Machtansprüchen nicht mehr weit. Mein liberales, aufklärerisches Interesse richtet sich darauf, diese Ambivalenzpotenziale in allen Religionen präsent zu machen.
Wir erleben in der Gegenwart beispielsweise neue Formen religiöser Konflikte. Wir erleben, dass die Religion für bestimmte soziale Gruppen eine Sprache bereit stellt, in der sie sozialen Protest artikulieren, in der sie gruppenspezifische Identitätskonstruktionen kommunizieren und moralische Grenzziehungen vornehmen können. Warum artikulieren sich diese Gruppen oder diese Menschen in religiöser Sprache? Warum ist ihnen ihr Glaube so wichtig, dass sie dafür bereit sind, Opfer zu bringen, oder allen möglichen Unsinn anzustellen? Nehmen Sie den Zeugen Jehovas mit dem Wachturm in der Hand: der steht da, empirieresistent, Samstag für Samstag in der Fußgängerzone. Weiß auch, dass die Leute ihn belächeln. Aber für ihn selbst ist dieses Zeugnis, da zu stehen und von seinem Glauben zu künden, offenbar etwas existenziell Wichtiges.

RG: Würde man sich nicht eher wünschen, dass gerade solche Menschen von ihrem fanatischen Glauben geheilt würden?

Graf: Das ist aber doch nichts Religionsspezifisches! Findet man nicht, dass furchtbar viele Menschen geheilt werden müssen? Nehmen Sie die Anti-Atomkraft- oder Friedensbewegung: wie da mit religiösen Symbolen umgegangen wird. Das ist doch höchst seltsam, wenn alte Leute zum Kirchentag reisen und sich violette Protesttücher umbinden, weil Erhard Eppler das auch getan hat!

RG: Was untersuchen Sie nun mit Ihrer Forschungsgruppe am Wissenschaftskolleg?

Graf: Zum einen befassen wir uns mit etwas, das ich als religiöse Mobilität bezeichne. Migration verstärkt die Bindung an die Herkunftsreligion: Das ist einer der wenigen klaren empirischen Sachverhalte, die wir in der Religionsforschung immer wieder bestätigt sehen können. Franz, nennen wir ihn besser Franco, verlässt Neapel als religiös indifferenter Mensch, geht nach New York – und kommt dort als italienischer Katholik an. So etwas erleben wir momentan mit in Deutschland geborenen Muslimen der zweiten und dritten Generation.
Ein zweites Thema sind Formen der religiösen Kom-

munikation. Dabei handelt es sich im Prinzip um nichts Neues. Schon im Mittelalter gab es Interaktion zwischen Christen, Juden und dem Islam. Aber durch die Massenmedien hat sich das verstärkt. Kaum hatten die USA kund getan, dass sie den Irakkrieg gewonnen hätten, gab es diese neuen religiösen Mobilisierungen, bei denen sich Tausende von jungen Schiiten geißelten. Mit der Peitsche sind sie zur Moschee gelaufen und haben sich da den eigenen Rücken blutig geschlagen. Das kennt man aus der Christentumsgeschichte zwar auch. Aber nicht mehr im 20. Jahrhundert!
Ein anderes Beispiel: Religiöse Symbolsprache verhilft bestimmten Gruppen und Minderheiten dazu, das, was ihnen besonders wichtig ist, in einer ganz spezifischen Unbedingtheitsdimension zu artikulieren. Ich nenne das Milieutheologie. In den USA zum Beispiel gibt es das Phänomen von Gruppen schwarzer Schwuler, die genau zu wissen meinen, dass der Herr Jesus mit ihnen geschlafen hätte. Und das sagen sie mit einer frommen Inbrunst und unmittelbaren Naivität, dass es auf seine Art wieder schön und eindrucksvoll ist. Auf diese Weise gewinnt überlieferte religiöse Sprache subjektiven Sinn und erfüllt eine spezifische lebensdienliche Funktion. Offenkundig funktioniert religiöse Kommunikation genau so.

RG: Woran arbeiten Sie gerade?

Graf: Ich selber befasse mich momentan viel mit Brasilien. Die Konversionsrate von Katholikinnen zu den neuen protestantischen Pfingstkirchen ist dort besonders groß. Die Gründe dafür haben viel mit der brasilianischen Gesellschaft – einer Macho-Kultur – zu tun. Viele Männer trinken oder nehmen Drogen, haben, neben der Familie, noch eine schwarze Freundin und manchmal dazu noch einen schwarzen männlichen Lover. Das Geld, das die Männer brauchen, um diesen Interessen nachzugehen, fehlt natürlich in der Familienkasse. Die protestantischen, pfingstlerischen Gruppen treten dem gegenüber als Männerdisziplinierungsreligion auf. Das macht sie für die Frauen so attraktiv. Die Frauen nehmen ihre Kinder mit in die Gemeinde, die erzählen dann ihrem Vater von den anderen Vätern dort, die nicht trinken und die einen guten Job haben. So wird Druck erzeugt. Es gibt aber auch ein Angebot: die Job-Netzwerke innerhalb der Gemeinde, von denen der Mann profitieren kann, wenn er sich dem Weg der Askese anschließt.
Entwickelt sich diese neue religiöse Bewegung in Brasilien so weiter, wird das die Basis für eine neue Form der Mittelstandsbildung in Brasilien sein. Wenn wir die bisherigen Zuwachsraten fortschreiben, wird Brasilien in fünfzig oder sechzig Jahren eine dominant protestantische Gesellschaft sein!

RG: Gehört die Zukunft also dem Protestantismus?

Graf: Das Protestantische hat sich immer schon über seine originären konfessionschristlichen Schranken hinaus entgrenzt. Der freie Gottesgeist wirkt eben, wo er will. Er lässt sich nicht institutionell fixieren.

Aus der Zusammenarbeit zum Thema „Religiöse Transformationsprozesse der Gegenwart“ soll langfristig ein internationales Netzwerk von Religionsforschern erwachsen.

Der Gruppe gehören die folgenden Fellows an:
Thomas Bauer, Münster
Friedrich Wilhelm Graf, München
Abdellah Hammoudi, Princeton
Thomas Hauschild, Tübingen
Almut Höfert, Basel
Johannes Niehoff-Panagiotidis, Budapest und Berlin
Dirk Jacobus Smit, Stellenbosch, Südafrika
Suha Taji-Farouki, Exeter, England
Muhammad S. Umar, Tempe, USA

Thomas Bauer und
Abdellah Hammoudi

Eine Sache der Verschaltung

Béatrice Longuenesse und Frank Rösler versuchen sich in der Überwindung des philosophisch-neurowissenschaftlichen Dualismus

Fellows 2006/2007

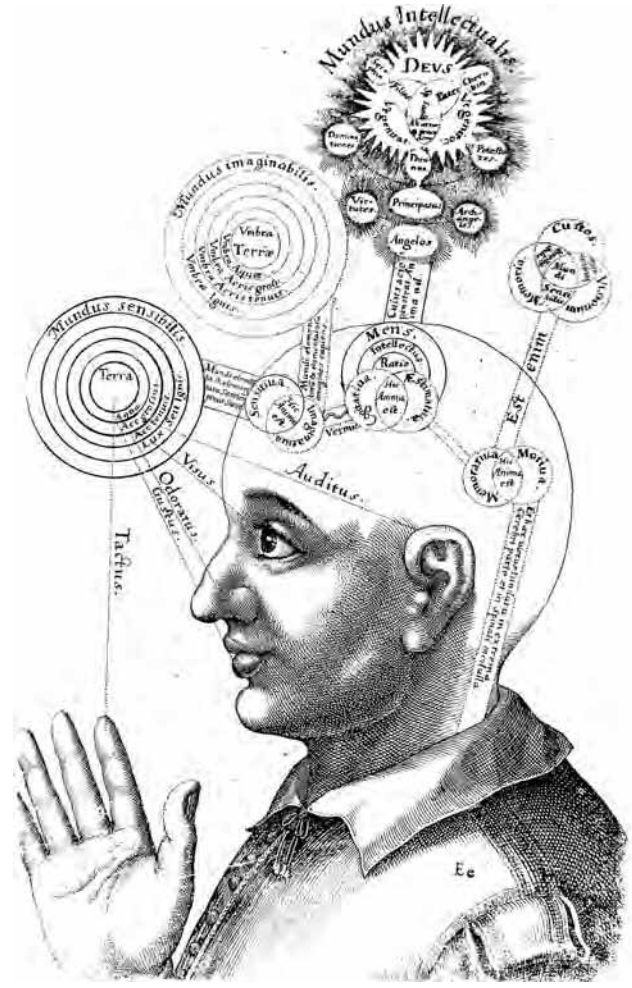
Von Ralf Grötker

Die Schwierigkeiten beginnen schon mit den ersten zwei Sätzen. Einen Vortrag zum Problem der Entscheidungsfindung im Nervensystem hatte Frank Rösler vorbereitet. „Entscheidungsfindung“ hat er, als typografische Geste des Entgegenkommens, in Anführungszeichen gesetzt: das Nervensystem kann schließlich nicht im buchstäblichen Sinne entscheiden. „Die Frage, ob es eine Willens- oder Entscheidungsfreiheit gibt“, so begann Frank Rösler sein Redemanuskript, „kann nach dem derzeitigen Kenntnisstand der Neurowissenschaften nicht mit einem klaren ‚Ja’ oder ‚Nein’ beantwortet werden. Dazu wissen wir zu wenig über die Funktionsweise des Gehirns.“ Diese harmlos klingenden Zeilen bergen bereits Stoff genug für eine weit reichende Debatte. Frank Röslers Kollegin am Wissenschaftskolleg, die Philosophin Béatrice Longuenesse, gehört ebenfalls nicht zu jenen Menschen, die von sich aus den Streit suchen. Oft sagt sie höflich „vielleicht nicht“, wenn sie eigentlich „nein“ meint. Aber hier muss sie doch widersprechen. „Nicht nur Wissenslücken in der empirischen Forschung sind der Grund, weshalb sich die Frage nach der Willensfreiheit nicht klar beantworten lässt.“ Vielmehr, meint sie, hänge vieles auch davon ab, wie man Willensfreiheit definiere – „und das ist eine Frage der Philosophie“.

Nicht immer ist das Verhältnis zwischen Philosophen und Neurowissenschaftlern von gegenseitigem Wohlwollen geprägt. Geschürt werden viele der Konflikte, wie sie in den letzen Jahren vor allem um das Thema der Willensfreiheit herum entstanden sind, durch pointierte Behauptungen wie diese: „Statt zu sagen *Mein Arm und meine Hand haben nach der Kaffeetasse gegriffen, weil ich dies so gewollt habe*, müsste man korrekter Weise davon sprechen, dass das Gehirn über den Griff nach der Kaffeetasse entschieden habe.“ So äußert sich, mit Lust an der Provokation, etwa ein prominenter Hirnforscher. Eine solche Redeweise, widerspricht Frank Rösler dem Kollegen, sei jedoch selbst in der Zuspitzung Unsinn. Denn seiner Ansicht nach gibt es zwischen dem Gehirn und dem Akteur gar keine Dichotomie – beides sind bloß unterschiedliche Beschreibungsebenen. Beide sind für unterschiedliche Zwecke geeignet. Und beide sind unterschiedlich genau: Dass individuelle Entscheidun-

gen sich bald schon werden hirnmechanisch erklären lassen, mag Frank Rösler, der sich als „nichtreduktionistischen Physikalisten“ bezeichnet, nicht glauben. Aus dem gleichen Grund meint er auch nicht, dass die Hirnforschung schon jetzt wichtige Einsichten für die Pädgogik bereit hält, wie einige seiner Fachkollegen behaupten.

Es gibt also gar nicht so furchtbar viel, worüber sich Frank Rösler und Béatrice Longuenesse streiten könnten. Beginnen wir also mit konstruktiveren Fragen. Was interessiert eine Philosophin an den Arbeiten eines Hirnforschers? „Frank möchte eine empirisch prüfbare Erklärung der materiellen Prozesse geben, in denen unser mentales Erleben und unsere Wahrnehmung realisiert wird“, erklärt Béatrice Longuenesse. Die Kant-Forscherin lehrt als Professorin an der New York University und hat sich bislang in ihren Arbeiten vor allem damit befasst, wie Kants Philosophie helfen kann, das Verhältnis zwischen den Strukturen der Wahrnehmung und des praktischen Handelns einerseits und denen wissenschaftlichen Denkens andererseits besser zu verstehen. Was ihr Fellow-Kollege, der in Marburg lehrende Neurowissenschaftler Frank Rösler, am Wissenschaftskolleg vorhabe, sagt sie, findet sie äußerst spannend. “Schon bevor ich nach Berlin kam und mehr zu seinem Projekt las, habe ich bemerkt, dass er über Entscheidungsprozesse arbeiten wollte und mir gedacht: Da kann ich etwas lernen! Mein momentanes philosophisches Interesse gilt nämlich dem Begriff des *Ich*. Dabei geht es darum, was wir von der Seite der subjektiv



Robert Fludd
‚Geist und Intellekt’
(1619)

verfügbaren geistigen Zustände her über die Struktur unserer mentalen Prozesse wissen. Die empirische Forschung, an der Frank beteiligt ist, zeigt nun etwas sehr Interessantes: Um Gehirnprozesse zu verstehen, die ja die Grundlage für unser geistiges Erleben sind, muss man nicht zu dem Hilfsmittel greifen, einen Homunkulus zu postulieren – also irgendeine Instanz, die im Hirn das Sagen hat. Lange Zeit war es in der empirischen Forschung ein Rätsel, wie man sich den koordinierten Ablauf von mentalen Prozessen ohne eine zentrale Steuerungseinheit denken kann. Heute haben Frank und seine Kollegen andere Wege gefunden, neuronale Prozesse zu modellieren, und zwar, indem sie zeigen, wie verschiedene Teilsysteme, die autonom agieren, einander determinieren. Ich glaube, dass es einen gewissen Zusammenhang zwischen diesem Projekt und meinem eigenen Vorhaben gibt."

„Seit meiner Habilitation", greift Frank Rösler den Faden auf, „hat mich stutzig gemacht, dass viele neurowissenschaftliche Theorien letztlich nicht erklären, wie exekutive Funktionen zustande kommen. Da wird etwa gesagt: die präfrontalen Cortexstrukturen übernähmen die Handlungskontrolle. Aber eine solche neuroanatomische Zuordnung erklärt im Grunde recht wenig. ‚Wer sitzt denn da, im präfrontalen Kortex, der das alles kann?' möchte man fragen. Ich will die ‚Mechanik' verstehen, ob das Elektrotechnik ist oder Chemie, ohne dabei einfach irgendwo eine exekutive Funktion voraussetzen zu müssen. Zu diesem Zweck möchte ich zunächst im Modell zeigen, wie es prinzipiell möglich ist, Systeme aus erregenden und hemmenden Neuronenpopulationen aufzubauen, die selbstständig zwischen unterschiedlichen Alternativen auswählen können. Und natürlich möchte ich auch beweisen, dass es im Nervensystem tatsächlich Strukturen gibt, die genau diese Eigenschaften besitzen. Bei diesen Prozessen spielt auch die Biographie des individuellen Gehirns eine wichtige Rolle. Ständig findet eine Interaktion zwischen aktuellen Umwelteinflüssen und bereits vorliegenden Gedächtniseindrücken statt. Ständig verändern sich die ‚synaptischen Konnektivitäten', also die Verschaltungen im Gehirn. Um es schlagwortartig zu sagen: Vor und nach einem Gespräch ist das eigene Gehirn und das des Gesprächspartners je ein anderes. Sie werden auf Umweltreize anders reagieren als zuvor."

Béatrice Longuenesse sucht die Lösung des Problems der ‚Zentralsteuerung', anders als ihr Kollege, nicht im Zusammenspiel von sich gegenseitig hemmenden oder erregenden Subsystemen, sondern in der Logik des Gedankens. Vom Selbstbewusstein und dem Begriff des „Ich" handelt ihr aktuelles Projekt. Beides, Selbstwusstsein und „Ich", hängen eng zusammen. „Wenn man etwa sagt *Ich denke, dass es heute regnen wird*", erklärt die Philosophin, „dann verweist dieser Begriff des Ich überhaupt nicht auf ein Etwas – nämlich auf das ‚Ich', das im Gehirn am Steuerrad sitzt. Vielmehr bringt dieses *Ich* die Einheit des Denkvorganges zum Ausdruck, indem es dem Sprecher gewisse Verpflichtungen hinsichtlich der logischen Stimmigkeit seiner Äußerungen auferlegt und ihn mit Leib und Seele an seine Worte bindet". Statt eines Homunculus, der den Sitz eines Oberbefehlshabers im Gehirn oder im Geist einnimmt, wären es also demnach die Strukturen unseres Handelns und Sprechens, die dafür sorgen, dass sich so etwas wie ein einheitliches Ego herausbildet.

Frank Rösler fällt dazu spontan vor allem eines ein: „Müsste man nicht, im Idealfall, mit geschickter Experimentiererei in der Lage sein, herauszukriegen, wo die neurobiologischen Grundlagen für jenen Begriff des Ichs zu finden sind? Muss es nicht im Gehirn eine neuronale Entsprechung geben für dieses *Ich* in dem Satz *Ich denke ...?*" Auch wenn wir heute die Apparaturen nicht haben, um dies zu messen, und sie vielleicht sogar niemals haben werden: Prinzipiell, meint Frank Rösler, müsste man doch davon ausgehen können, dass eine solche neuronale Repräsentation als komplexes Erregungsmuster existiert.
„Hoffnungslos", meint Béatrice Longuenesse, sei dieses Unterfangen. Ein völliges Missverständnis! „Dieses ‚Ich', von dem ich spreche, das ist doch etwas, das immer schon da ist, wenn ich irgend etwas anderes wahrnehme oder denke." Vielleicht, schlägt sie vor, müsse man das eher als eine bestimmte Form der Organisation von Gehirnaktivität verstehen. „Damit wärest Du doch einverstanden, oder?"

Frank Rösler

Béatrice Longuenesse

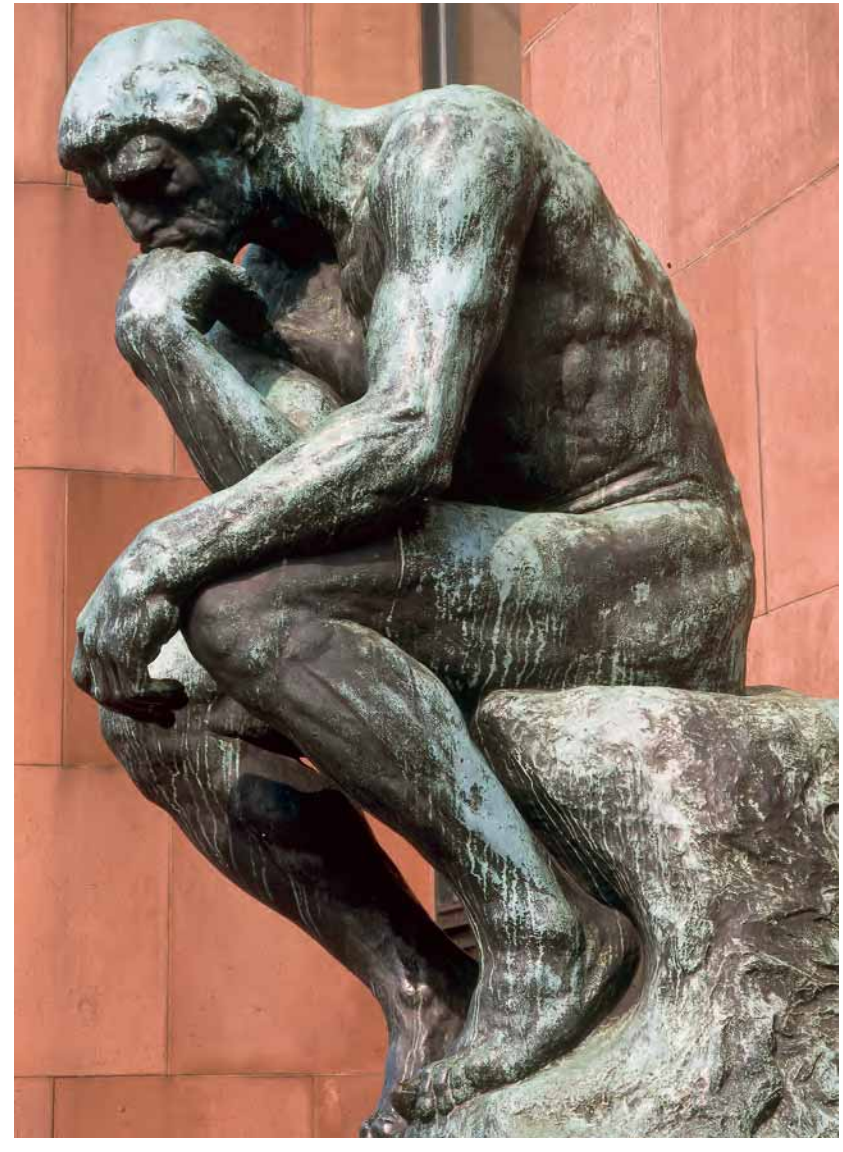
„Ja, wir müssten dann Probleme wie etwa Selbstreferenz besser verstehen und adäquat modellieren können. Und auch die Entwicklungsbiologie käme vermutlich ins Spiel. Denn dieses ‚Ich' wäre dann ein Konzept, das spezifisch mit uns Menschen und der Organisation unseres Gehirns zusammenhängt und das man etwa bei Affen vermutlich nicht finden könnte.

Noch etwas will Béatrice Longuenesse wissen. „Es gibt in der Philosophie immer wieder diese Gedankenexperimente, in denen die Frage aufgeworfen wird, ob unsere Vorstellungen, Gedanken und Wahrnehmungen tatsächlich ‚im Kopf' sind. Wir Philosophen diskutieren zum Beispiel darüber, was es bedeuten würde, wenn sich über Nacht die chemischen Eigenschaften von Wasser ändern würden, ohne dass wir dies mit unseren Sinnen erkennen könnten. Wir würden auch weiterhin von ‚Wasser' sprechen. Aber hätte sich nicht trotzdem unser Begriff von Wasser verändert? Und wenn das der Fall ist: Würde das dann nicht heißen, dass der Bedeutungsgehalt unserer Begriffe nicht allein davon abhängt, was in unserem Geist oder in unserem Gehirn vor sich geht? Ein vielleicht bekannteres Gedankenexperiment ist Descartes' Zweifel an der Existenz der Außenwelt. Wenn Bedeutung etwas ist, das ausschließlich ‚im Kopf' ist, dann wäre es im Prinzip möglich, dass meine Sinne mir die Existenz der Welt bloß vorgaukeln. Mir scheint, dass Ihr Hirnforscher von etwas in dieser Richtung ausgeht: dass unser Erleben und Denken auf Prozesse reduziert werden kann, die im Kopf stattfinden."

Frank Rösler muss über all das erst ein wenig nachdenken. Dann meint er: „Ich glaube, dass es wenig produktiv ist, sich auf solche Gegensätze zu versteifen: ob die Bedeutung im Hirn ist oder in der Welt. In meiner eigenen Arbeit versuche ich zu beschreiben, was man in künstlichen Netzwerkmodellen ebenso wie in realen Nervensystemen beobachten kann. In beiden Fällen haben die synaptischen Übergänge zwischen den einzelnen Elementen des Systems bestimmte Verknüpfungsstärken. Das könnte man als internen Hardwarezustand beschreiben – nennen wir es kurz Neuronenkonfiguration. Gibt man Signale auf das System – nennen wir es Stimuluskonfiguration –, so entsteht ein Erregungsmuster. Dieses wiederum korrespondiert auf der introspektiven, subjektiven Ebene mit Dingen, die wir Gedanken, Wahrnehmungen oder ähnlich nennen. Wichtig ist: Dieses Erregungsmuster ist immer das Produkt einer Interaktion von Input und Verbindungsstärken. Die Anregung einer Neuronenkonfiguration kann dabei sowohl von außen erfolgen, also über die Sinnesorgane, als auch ‚von innen' von anderen Hirnstrukturen."

Die Philosophin findet diese Erklärung interessant. „Was Du da sagst", bemerkt sie, „stellt den starren Gegensatz in Frage, in dem wir Philosophen das Problem des Bedeutungsbezugs von mentalen Zuständen und Gehirnzuständen erörtern. Wenn man das weiterdenkt, müsste man sagen: Selbstverständlich haben unsere Überzeugungen nicht Erregungsmuster im Gehirn zum Gegenstand, sondern etwas draußen in der

Welt. Aber: Unsere Überzeugungen können sich nur insofern auf Sachverhalte draußen in der Welt richten, als diese wiederum Bestandteil jener Interaktion sind, die Du beschreibst – der Interaktion zwischen Signalen, die durch die Sinnesorgane weitergegeben werden, und den bereits vorliegenden ‚Verschaltungen' im Gehirn."
Die neurologische Entsprechung jenes Begriffs des *Ich*, von dem Béatrice Longuenesse spricht, wäre so betrachtet das Produkt einer komplexen Entwicklungsgeschichte: Nur indem man in der *wirklichen Welt* – und nicht als träumender Descartes – die Erfahrung macht, was es heißt, mit Behauptungen bestimmte Verpflichtungen einzugehen, bilden sich, Schritt für Schritt, im Hirn Neuronenkonfigurationen, die es dann ermöglichen, dass in der Interaktion mit Umweltreizen jener Begriff des *Ich*, der unsere Vorstellungen und unser Handeln begleitet, als ein bestimmtes Aktivitätsmuster realisiert wird.
„Wenn man es so sieht", fasst es Béatrice Longuenesse zusammen, „verlieren vielleicht tatsächlich manche unserer philosophischen Debatten ein wenig an Relevanz. Das finde ich ein sehr spannendes Beispiel dafür, wie philosophische Probleme und Begriffe vielleicht anhand empirischer Erkenntnisse grundsätzlich neu überdacht werden müssen."
Was mehr als ein solches Resümee sollte man sich aus einer Begegnung zwischen einem Hirnforscher und einer Philosophin wünschen?



Auguste Rodin, Le Penseur (1906), Kunsthalle Bielefeld

„Ich spreche über Normalität“

‚Widerstand durch Kultur‘ war vor 1989 die Devise rumänischer Intellektueller. Dann hat es viele von ihnen unerwartet in politische Ämter verschlagen. Wie geht das zusammen? Ein Besuch bei dem ehemaligen Außenminister, Gründer des New Europe College und Publizisten Andrei Pleşu

Permanent Fellow

von Ralf Grötker

1994 gründete der Kunsthistoriker und Philosoph Andrei Pleşu in Bukarest das New Europe College. Ausgangspunkt dafür war die Verleihung des New Europe Prize an den früheren Fellow des Wissenschaftskollegs durch sechs internationale Institutes for Advanced Study.

Einzigartig in seiner Ausstattung und der Unabhängigkeit von den Universitäten des Landes, an denen junge Wissenschaftler oft schwierige Bedingungen vorfinden, hat sich das multidisziplinäre Forschungszentrum für Geistes- und Sozialwissenschaften heute zu einem Impulsgeber für die Erneuerung der akademischen Institutionen in Rumänien entwickelt. Der wissenschaftlichen Elite bietet das NEC einen wichtigen Rückhalt im Heimatland.

Mittels verschiedener Programme fördert es hervorragende, meist jüngere Forscherinnen und Forscher aus Rumänien und, seit 2001, auch aus den Nachbarländern. Im Austausch mit westlichen Wissenschaftlern, zu denen die NEC-Fellows während kurzer Stipendienaufenthalte im Ausland Kontakt haben und die auch zu Gastvorträgen und Seminaren nach Bukarest eingeladen werden, wird die eigenständige lokale Wissenslandschaft gestärkt. Dank der langjährigen und großzügigen Unterstützung vor allem durch die Schweiz, die Bundesrepublik, den Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, die VolkswagenStiftung und die Zuger Kulturstiftung Landis & Gyr hat sich das NEC immer mehr zu einem international anerkannten, überregionalen Institute for Advanced Study entwickeln können.

Andrei Pleşu

Sonntagabend zur besten Fernsehzeit. Andrei Pleşu plaudert auf Realitatea TV – einem von mehreren Dutzend Kanälen, die man in Bukarest empfängt. Seit September 2006 bestreitet er mit seinem langjährigen Weggefährten, dem Schriftsteller Gabriel Liiceanu eine wöchentliche Sendung mit dem Titel „Irgendwie anders". Es geht um die großen Themen: Freiheit, Freundschaft, Charakter. Weihnachten haben die beiden über die ‚Gabe' geredet. Diesmal geht es, soviel kann ich verstehen, um den Kommunismus.

Andrei Pleşu geht auf die sechzig zu, ist ein Mann von solider Statur, der sich mit einer gewissen Ökonomie bewegt. Zielsicher, ruhig. Wenn er redet, ist die Anekdote das Stilmittel seiner Wahl. In Rumänien ist Andrei Pleşu einer der wichtigsten Intellektuellen. Er schreibt seit vielen Jahren regelmäßig eine Kolumne in der 1993 von ihm gegründeten Wochenzeitung Dilema. 1994 rief Andrei Pleşu das New Europe College ins Leben. Es ist ein Institute for Advanced Study, in seiner Struktur dem Wissenschaftskolleg zu Berlin ähnlich, dessen Arbeitsweise er während seines dortigen Aufenthalts als äußerst effektiv erfahren hatte. Am NEC können Geistes- und Sozialwissenschaftler unter in Rumänien einzigartigen Bedingungen ihre Forschungsprojekte betreiben. Eine Reihe von NEC-Absolventen nehmen heute Schlüsselpositionen in Politik und Kultur ein, darunter verschiedene Minister und mehrere Botschafter. Andrei Pleşu selbst war nach 1989 Kulturminister und von 1997 bis 1999 Außenminister seines Landes. Seine Bücher mit Essays zu Politik, Kultur und religiösen Themen –

darunter eine wissenschaftliche Abhandlung über Engel – sind Bestseller in Rumänien.
„Ich bin persönlich schon ein wenig müde, immer wieder über den Kommunismus zu sprechen. Wir machen das seit fünfzehn Jahren!“, erklärt mir Pleşu, als ich ihn am Morgen nach seiner Fernsehshow besuche. „Aber es gibt doch Momente, in denen die ganze Geschichte wieder aktuell wird.“ In der Silvesternacht, als der Beitritt Rumäniens zur EU gefeiert wurde, hatte das Haus des Volkes, Ceauşescus monumentaler Palast, zu einem Tag der offenen Tür geladen. Von weither war die Landbevölkerung angereist, um das Wunder an Größenwahn zu bestaunen. „Alle waren sie verblüfft, was für eine schöne Sache das sei. Was für eine wunderbare Leistung. Und der Erbauer, Ceauşescu, müsse dafür geehrt werden.“ Was soll man dazu sagen?
Ein ganzes Altstadtviertel musste für die Palastanlage, deren Fläche doppelt so groß ist wie die des Pentagons, dem Erdboden gleichgemacht werden. Eine Million Kubikmeter Marmor und fast die gleiche Menge an Edelhölzern wurden für den Bau verarbeitet, der zeitweise bis zu vierzig Prozent des Bruttosozialproduktes Rumäniens verschlang. Nach dem Sturz Ceauşescus blieb keine andere Wahl, als sich mit dem Monstrum zu arrangieren. Teile des Gebäudes werden heute vom rumänischen Parlament genutzt.
Arrangieren muss man sich in Rumänien mit noch viel mehr. Zu Ceauşescus Zeiten war jeder fünfte Rumäne Angehöriger der Partei; ein weiteres Fünftel war Mitglied einer der Jugendorganisationen des Regimes. Die Tätigkeiten des rumänischen Geheimdienstes, der Securitate, sind noch lange nicht geklärt. Die Leute vom Land, die heute so viel Begeisterung für das Haus des Volkes zeigen, machen in Rumänien fast die Hälfte der Bevölkerung aus. Die politische Szene ist beherrscht von den Extremen: den immer noch einflussreichen Ex-Kommunisten auf der einen Seite und, was nicht immer ein Gegensatz sein muss, dem konservativen und zugleich wirtschaftsliberalen Lager auf der anderen. Wie verhält man sich auf solcherart vermintem Terrain? Ende der achtziger Jahre, kurz vor dem Sturz Ceauşescus, war Pleşu seiner Kontakte zu dem Dichter und Dissidenten Mircea Dinescu wegen in die Verbannung geschickt worden. Die Aufzeichnungen dieser Zeit hat Pleşu 1996 veröffentlicht: „Wer in der Sonne steht, wirft Schatten. Ein rumänisches Brevier politisch-praktischen Denkens“ (2000). Es sind Fragmente, Gesprächsnotizen. Im Vorwort zu dem kurzen Büchlein verteidigt der Verfasser die, wie er sagt, „verdächtige Seligkeit“, die den Text kennzeichnet: „Es ist der Text eines glücklichen Autors mit dem unvermeidlichen Risiko zur Platitüde, wie es das Glück mit sich bringt. Welchen Sinn hat ‚Dissidenz’ letztlich, wenn nicht den wiedererlangter Normalität und wirklicher Freiheit?“

Im Frühling 1989 war Andrei Pleşu von der politischen Polizei gezwungen worden, sein Haus und seine Familie in Bukarest zu verlassen und in Tescani, einem kleinen Städtchen in der Moldau, als Bibliothekar zu arbeiten. Im Dezember 1989 wurde Ceauceşcu gestürzt. Pleşu

durfte zurück. Drei Tage später war er Kulturminister der neuen Regierung.
Anders als in Ungarn, Tschechien oder Polen hat es in Rumänien vor 1989 keine starke und organisierte Dissidenz gegeben. „Niemand hat daran geglaubt, dass wir das Ende des Ceauşescu-Regimes jemals erleben würden“, erklärt mir Andrei Pleşu. „Dafür haben wir bezahlen müssen nach der Wende. Wir waren nicht vorbereitet für eine Revolution. Die Devise vor 1989 war: Widerstand durch Kultur. Sich von der Politik fernhalten, Bücher schreiben, so weit es geht unserer Profession nachgehen.“ „War der Druck in Richtung Anpassung nicht einfach stärker in einem Land, in dem selbst der Besitz von Schreibmaschinen genehmigungspflichtig war?“, werfe ich ein. „Sicher. Aber wir haben in gewisser Weise auch entschieden, uns zurückzuziehen“, meint Pleşu. „Der Philosoph Constantin Noica, der für meine Generation ein Leitbild gewesen ist, hat in seinen frühen Jahren leider sehr viel mit den extremen Rechten zu tun gehabt – wie Heidegger. Uns hat er gesagt: ‚Ich habe diese politische Erfahrung gemacht. Es war ein Fehler. Lassen Sie die Finger davon!’ Und er hat hinzugefügt: ‚Politik ist Meteorologie. Es regnet. Macht man etwas dagegen? Nein. Man muss seine Arbeit tun, und es hat keinen Sinn, mit einem Golem zu kämpfen.’ Noica hat uns ins Gebirge eingeladen, wo wir auf zweitausend Metern über Platon und Hegel gesprochen haben. Was um uns passierte, war schrecklich. Aber er hat immer wieder betont: ‚Die Werte sind es, worauf es ankommt!’“

Nach 1989 sah die Welt dann auf einmal ganz anders aus. „Es gab so etwas wie eine Euphorie der Freiheit. Man empfand das Bedürfnis, etwas zu tun, mitzumachen“, erinnert sich Andrei Pleşu. „Als ich Außenminister wurde, habe ich Bronislaw Geremek angerufen. Er war schon Außenminister. ‚Warum machen wir das?’ habe ich ihn gefragt. Und er hat gesagt: ‚Weil es in unseren Ländern noch zu früh ist, die Politik in die Hände der Politiker zu geben’. Damit hatte er Recht. Aber wenn man Politik macht, bleibt man kein Intellektueller mehr. Man ist die Erinnerung eines Intellektuellen. Man geht noch ins Konzert oder man behauptet, man läse Bücher, oder man zitiert. Aber eigentlich hat man nicht die Zeit und ist nicht in der Stimmung, seinen Beruf weiterzuführen.“

Am Abend bin ich verabredet mit Mihail, einem jungen Theologen und Studenten von Andrei Pleşu, und seiner Frau Ema. Ema hat ein Stipendium der University of Michigan und forscht in Bukarest über den Umgang mit Kulturdenkmälern in der Nachwendezeit. Wir essen im Chez Marlène zu Abend. An den Wänden Fotografien der Diva. Auf dem Kaminsims Zinnvasen und -teller, getrocknete Blumen. Gemälde mit Goldrahmen überall. Das immer wieder heraufbeschworene Bukarest der Zwischenkriegszeit: die goldenen Jahre!
Andrei Pleşu sagt: „Bei Europa denke ich an das Bukarest der zwanziger Jahre. Für mich ist Europa etwas Gewesenes. Für Brüssel ist es etwas Kommendes. Die beiden müssen zusammenfinden.“

aus: Andrei Pleșu,
Wer in der Sonne steht, wirft Schatten.
Ein rumänisches Brevier politisch-praktischen Denkens, 1996

Die Herbstsonne ist ein zutreffenderes Symbol für
Erkenntnis als die sommerliche Sonne. Letztere kann
Wärme bis zur Hitze und Auflösung führen.
Die „Wärme“ des Geistes darf die Dinge weder
verschmelzen noch auflösen, sie muss sie streicheln. ...

Unter den trockenen Blättern im Wald
eine Schar hoch aufragender Pilze mit ausladendem Hut,
voll konzentrisch verstreuter Punkte. ... Sicher sind sie giftig

... Wie viele mögliche Sinnebenen
sind aus ihrem giftigen Dunst abzuleiten?
... Der giftige Pilz sieht kompliziert,
verfänglich, unvorhersehbar aus,
der essbare eher banal.
Gute Laune strahlen sie beide aus,
eine ausgefeilt mephistophelische der erste,
eine gutmütig dörfliche der zweite.
Das Böse ist bunt, labyrinthisch, aufwändig,
steht im Gegensatz zum Einfachen.
Das Gute ist sanft,
die Herrlichkeit des Natürlichen selbst.

Nach Tschernobyl verbreitete sich das Gerücht, unter
allen Gewächsen assimiliere und bewahre der Pilz die
Radioaktivität am besten, er sei dem Delirium der Materie
ein gutes Milieu, ein guter Speicher seiner Infektionen.
In diesem Fall erweist sich der ungiftige Pilz plötzlich
tückischer als der giftige. Man sammelt und isst ihn samt
seiner ganzen Toxinansammlung sorglos.

Wir diskutieren über den jüngst in Rumänien entbrannten Ikonenstreit. Ein Lehrer in der rumänischen Provinz hatte sich auf das Antidiskriminierungsgesetz berufen und gefordert, dass die Heiligenbildchen, die man überall in den Kirchen kaufen kann und die die Kinder in die Schule mitgebracht hatten, entfernt werden sollten. Die Wogen schlagen hoch. Der rumänische Gleichstellungsbeauftragte gibt dem Lehrer Recht und fordert das Bildungsministerium auf einzugreifen. In Fernseh-Talkshows kommt es zu Debatten, in denen die Kontrahenten in Rage geraten. Mihail meint, die Regierung in Bukarest solle sich aus der Geschichte raushalten.

„Wir haben jetzt überall auf der Welt die Gefahr, einen Fundamentalismus der Säkularisierung zu erleben", erklärt mir später Andrei Pleşu. „Religiöse Zeichen werden plötzlich dämonisiert. Als ob in einem rumänischen Krankenhaus eine Ikone an der Wand das Schlimmste wäre, das man dort erleben kann. Das Ganze sollte meiner Meinung nach normalisiert werden – mit Gelassenheit betrachtet. Es geht hier nicht um den Teufel! Sondern um eine Ikone. Oder ein Kruzifix. Das sind auch kulturelle Dinge."

Andrei Pleşus nächstes akademisches Projekt wird ein Kommentar zur Genesis sein.

„Ich habe mehrmals die Erfahrung gemacht", sagt Pleşu, „dass die Leute keine Offenheit mehr haben, religiöse Texte normal zu lesen. Ich spreche über Normalität. Es sind Texte, die dem internationalen Erbe angehören. Religionen haben unglaublich viel für unsere Gemeinschaften getan, kulturell, historisch, politisch, ästhetisch. Wir können uns nicht so benehmen, als ob all das überhaupt nicht sinnvoll wäre. Es muss doch ein Sinn darin sein. Nicht unbedingt der Sinn, den die Predigt uns am Sonntag manchmal ein bisschen mechanisch gibt. Auch nicht unbedingt eine Sammlung von vagen ethischen Vorschriften. Sondern noch etwas anderes. Es gibt eine Interpretation von Philon, dem jüdischen Kommentator. Der sagt: Die Schöpfung ist nur vordergründig das Hauptthema der Genesis. Daneben geht es vor allem darum, Regeln zu finden für das Benehmen einer Gemeinschaft. Aber um Regeln zu finden, wie man sich benehmen soll, muss man ein Bild des Ganzen haben. Man muss wissen, wie die Welt funktioniert, um zu erkennen, wie man sich selbst verhalten sollte. Die Genesis ist demnach ein Versuch, eine allgemeine Kontur der Welt aufzuzeichnen, eine gewisse Idee der Ordnung. So betrachtet, verweist die Genesis auf zwei Ideen, die auch nicht von der Wissenschaft negiert werden können. Die Welt ist in Ordnung und sie ist schön. Das ist ein Prinzip."

„Im Westen", sagt Andrei Pleşu, „hat die Vergangenheit einen negativen Beigeschmack, weil wir die Zeitgeschichte im Kopf haben: Nationalsozialismus, Kommunismus, Krieg, Hiroshima. Man spricht von ‚Vergangenheitsbewältigung'. Aber Vergangenheit ist nicht nur etwas, das es zu bewältigen gilt. Es gibt auch manches Positive in der Vergangenheit. Und Europa existiert nur, weil diese Vergangenheit auch existiert hat."

Einen kleinen Eindruck von dieser Vergangenheit vermittelt das Museum des rumänischen Bauern in Bukarest. Es ist, das kann man ohne Übertreibung sagen, auf seine Weise eines der modernsten Museen Europas. Vor den neunziger Jahren wurde hier in einer großen Schau der nationale Mythos zelebriert – mit Ceauşescu als Höhepunkt der mit den Römern und Dakern beginnenden ruhmreichen Geschichte des Landes. Andrei Pleşu hat, als er Ende 1989 unter der Regierung des Post-Kommunisten Iliescu Kulturminister wurde, das ursprüngliche Bauernmuseum wieder ins Leben gerufen und den Künstler Horia Bernea damit beauftragt, eine neue Ausstellung zu gestalten. 1996 wurde das neue Museum als „European Museum of the Year" ausgezeichnet.

Unter dem Kommunismus hatte man, getrieben von der Utopie einer industriellen Moderne, alle Aspekte der bäuerlichen Produktionsweise wie auch die der Religion aus der Darstellung des rumänischen Bauern zu tilgen versucht. Übrig blieb eine Folkloreshow. „Man konnte vor 1989 im Museum zwar Dorfkultur sehen. Nur über Religion durfte man nichts sagen", erklärt Andrei Pleşu. „Aber die dörfliche Gesellschaft, die Gemeinschaft eines Dorfes, hat als Axis, als Hauptwert doch den Glauben. Ein traditionelles Dorf ohne Kirche und ohne Weihnachten und alle diese christlichen Feste, das gibt es nicht."

Bei der Neugestaltung des Museums hat man bewusst auf erklärende Texte verzichtet. Kreuze und historische Heiligenbilder werden in Serie präsentiert, so dass sich bei der Betrachtung der Eindruck eines allgemeinen Typus herausbildet. Auch fehlt es an den üblichen Maßnahmen, den Besucher auf Distanz zu halten. Wertvolle Exponate werden ohne jeden Schutz ausgestellt. Es gibt kaum Vitrinen. Einige Ausstellungsgegenstände hat man mit Absicht der Berührung und dem allmählichen Verfall überlassen. Auf Tischen in den Ausstellungsräumen liegen selbstgebastelte, mit Stoff beklebte Mappen mit Dokumenten und Fotografien. Durch das Fehlen der üblichen Erklärungen gerät der Kontakt mit den Objekten auf interessante Weise privat.

Statt ein authentisches Ideal bäuerlicher Kultur wiederauferstehen zu lassen, dokumentiert das Museum die Verschränktheit von Stadt und Land. Die im ersten Stock ausgestellten Teppiche sind von einer Art, wie die Bauern sie zunächst als Auftragsarbeit für Städter anfertigten – bevor sie sich deren Geschmack zu eigen machten. Dieses Prinzip wiederholt sich nicht nur im Museum. Anfang der neunziger Jahre, erzählt mir Ioana Popescu, die ebenfalls Fellow am New Europe College war und heute als wissenschaftliche Leiterin des Bauernmuseums tätig ist, waren es in den Bergdörfern in den nahe Bukarest gelegenen Karpaten vor allem die Touristen, die an den Kirchen interessiert waren und in die Messen gingen. Die Dorfbevölkerung machte es ihnen nach.

Von dem alten Parteimuseum mit seinen rot verkleideten Wänden ist heute nur noch ein Raum im Keller als Erinnerung übriggeblieben. In gewissem Sinn jedoch verweist die gesamte Ausstellung des Museums auf die

rechte Seite:
Museum des rumänischen Bauern in Bukarest

Jahre der kommunistischen Herrschaft als abwesende Größe – eine Leerstelle. So wie die beiden Stühle, die in der rumänischen orthodoxen Kirche immer unbesetzt bleiben: einer für den Patriarchen, einer für den weltlichen Herrscher.
Ob es, wie im Museum, um bäuerliche Kultur geht oder um Religion oder um Andrei Pleşus Begeisterung für das Bukarest der zwanziger Jahre: noch ist die Zeit nicht vorbei, in der all dies mit einer Erinnerung an Dissidenz verbunden ist. Dort wieder anzuknüpfen, wo Faschismus und Kommunismus den Lauf der Dinge unterbrochen haben, das hat, ungeachtet aller Beteuerungen des Wunsches nach wiederhergestellter Normalität, auch eine politische Dimension.

So hat es auch etwas Eigenes mit dem religiösen Leben in Rumänien. Vor 1989 war es zumindest karriereschädigend, offen kirchlich zu heiraten oder seine Kinder taufen zu lassen. Andererseits war die Kirche dem Regime gegenüber gehorsam und hat daher heute, moralisch betrachtet, keine sehr starke Position. Dennoch bekennen sich fast neunzig Prozent der Rumänen zur orthodoxen Kirche. In den Autos hängen Heiligenbildchen aus Plastik. Wenn ein Bus im öffentlichen Nahverkehr an einer Kirche vorbeifährt, bekreuzigen sich die Fahrgäste. Andererseits geht nur ein geringer Teil der Bevölkerung zur Messe – und wer geht, schaut meist nur kurz herein, um eine Kerze anzuzünden oder ein Opfer zu bringen. Ein Gemeindeleben gibt es so gut wie gar nicht. Und mit Andrei Pleşus anspruchsvollen theologischen Überlegungen zu Engeln oder, sein neuestes Projekt, über die Aktualität der Genesis, hat diese Form des Glaubens auch recht wenig zu tun. Das religiöse Geschehen konzentriert sich völlig auf den Kontakt mit dem Priester, auf die Berührung.
„Man glaubt an Wunder bei uns“, meint Catalin spottend. Zusammen spazieren wir durch die Stadt. Catalin lehrt am Institut für Politikwissenschaften der Universität Bukarest, schreibt regelmäßig für die Wochenzeitung revista 22 und tritt hin und wieder als Kommentator des politischen und kulturellen Geschehens im Fernsehen auf. Aufsätze in anonym begutachteten Fachzeitschriften, erzählt er mir stolz, habe er nie veröffentlicht – dafür aber ein Buch, das bei Princeton University Press erscheinen wird. Zehn Jahre tingelte er als akademischer Wanderarbeiter durch die Welt. Ein Stipendium an Pleşus New Europe College hat ihn zurück nach Rumänien gebracht.

Unser Spaziergang führt uns zu einem Wohnhaus am Boulevard Mircea Eliade Nr. 2; hier befindet sich heute die Redaktion der Wochenzeitung Dilema. Nur wenige hundert Meter entfernt liegt der ehemalige Privatwohnsitz Ceauşescus. Wie kann sich eine kleine Kulturzeitung eine solche Adresse leisten, frage ich mich.
Keines der Klingelschilder an der Tür weist auf die Redaktion von Dilema hin. Ich verabschiede mich von Catalin, drücke wahllos einen der Klingelknöpfe, werde eingelassen. Die unteren Etagen des Hauses scheinen mehr oder weniger leer zu stehen. Ich gehe weiter bis ins

Dachgeschoss, öffne eine der Türen – und betrete einen betriebsamen und von Zigarettenrauch benebelten, großen Raum. Mircea Vasilescu, Chefredakteur von Dilema, erwartet mich. Auch er ist ein ehemaliger Fellow des NEC.

Alles ist sehr leger. Das zwölfköpfige Team ist relativ jung. Die Zeitung selbst ist, mit satirischem Unterton, im Retro-Stil gestaltet. Fotos gibt es wenige, Text um so mehr. Die Beiträge stammen größtenteils von Gastautoren, für die es eine Ehre ist, hier zu veröffentlichen. Pleşus wöchentliche Kolumne, das hat sich bei Leserumfragen herausgestellt, ist mit das meistgelesene Stück im Blatt. Ob Pleşu eine Art rumänischer Umberto Eco ist, frage ich in die Runde. „Ich würde sagen: Er schreibt besser", antwortet mir der für die Filmkritik zuständige Redakteur.

Anzeigen finden sich nur spärlich in dem Blatt. Und so soll es auch sein, erklärt Mircea Vasilescu. Werbung, die mit dem Thema der Zeitung nichts zu tun habe, würden sie nicht annehmen. Dilema ist eine der größten und bedeutendsten Wochenzeitungen des Landes – auch wenn nur 12.000 Exemplare jede Woche verkauft werden. Für Rumänien ist das eine Menge. Denn von den gut zwanzig Millionen Einwohnern greifen anteilig mehr als in Deutschland eher zur Fernbedienung als zur Zeitung. Hinzu kommt, dass auf dem Medienmarkt Gedränge herrscht. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer und Leser verteilt sich auf eine unübersichtlich große Anzahl von Sendern und Printmedien.

Bei Spaziergängen durch Bukarest fallen immer wieder die vielen Luxuslimousinen ins Auge. Zu meinem Erstaunen entdecke ich später, dass es eine Verbindung gibt zwischen dieser Welt aggressiv zur Schau gestellten Reichtums und jener Welt, in der man über Freundschaft und Charakter spricht und das Erbe des religiös geprägten bäuerlichen Rumäniens pflegt. Fast alle Fernsehsender, Radiostationen und Zeitungen sind in der Hand von einigen wenigen einflussreichen und in verschiedensten Metiers gleichzeitig tätigen Geschäftsmännern. Einige von ihnen sind verwickelt in diverse Skandale, werden mit Wirtschaftskriminalität in Verbindung gebracht. Ähnlich verhält es sich mit dem eingangs erwähnten Fernsehsender Realitatea TV. Dennoch gilt dieser Sender selbst unter Journalisten, die sich kritisch mit den Eigentümerstrukturen der rumänischen Medien befassen, als objektiver Nachrichtensender mit zum Teil sogar herausragenden Mitarbeitern – genauso wie Andrei Pleşus Integrität von niemandem in Frage gestellt wird. Und all das verdeutlicht natürlich, dass das von gemeinnützigen Stiftungen aus dem Westen geförderte NEC in einer solchen Landschaft wohl geradezu einen archimedischen Punkt der Autonomie darstellt.

Die Sache mit Noica, der Kultur und den Werten: Ist das alles wirklich so passé? Sind die geisteswissenschaftlichen und religionstheoretischen Studien mit mitunter abseitig anmutenden Themen wie „Leibniz und die metaphysische Basis der mathematischen Analyse des Universums" oder „Zum Verhältnis von Philosophie

und Theologie bei Franz von Baader und Søren Kierkegaard“, denen die Fellows am New Europe College nachgehen, nicht auch elitär und weltfremd?
Wohlfahrt und Rechtsstaat, sagt Andrei Pleşu, seien die beiden großen Ziele der EU. „Beides sind Bedingungen, um anständig zu leben. Aber das schafft nur einen Kontext. Was noch fehlt – und das fehlt – ist der Text selbst. Man kann nicht einfach gut leben und nett miteinander sein. Da kommen die Werte ins Spiel, ideelle Ziele, das Problem des Sinns. Sicher: das ist keine Sache für eine Regierung. Aber es sollten immer Orte, Geld und Interesse offen bleiben für diese Fragen.“
Auf dem Weg zurück zum Hotel bemerke ich, wie zwei Handwerker sich an der Rolltreppe am U-Bahn-Eingang bei der Piata Universitatii zu schaffen machen. Ich bin erstaunt. Für mich hatte es danach ausgesehen, als ob man sich mit dem defekten Zustand der maroden Anlage bis auf weiteres abgefunden hätte. Die Feuerstelle auf dem Trümmergrundstück, das ich die letzten Tage passiert habe, ist erloschen; es ist niemand mehr da, der hier sein Nachtlager aufschlägt. Im Fernsehen ist auf einem der vielen Kanäle der Dilema-Chefredakteur Mircea Vasilescu zu sehen. Er kommentiert den Besuch von Romano Prodi. Ich packe meine Sachen.
„Man darf mit der Nase nicht zu nah an der Welt sein“, hat Andrei Pleşu gesagt. „Man braucht eine gewisse Distanz. Sie ist nur zu dulden, wenn es auch etwas anderes gibt. Ich glaube, die Welt ist ontologisch insuffizient.“ Seinsmäßig mangelhaft ausgestattet: Wir haben gelacht, darüber.

rechte Seite:
Detailansicht aus dem Museum des rumänischen Bauern in Bukarest

Unliebsame Gäste?

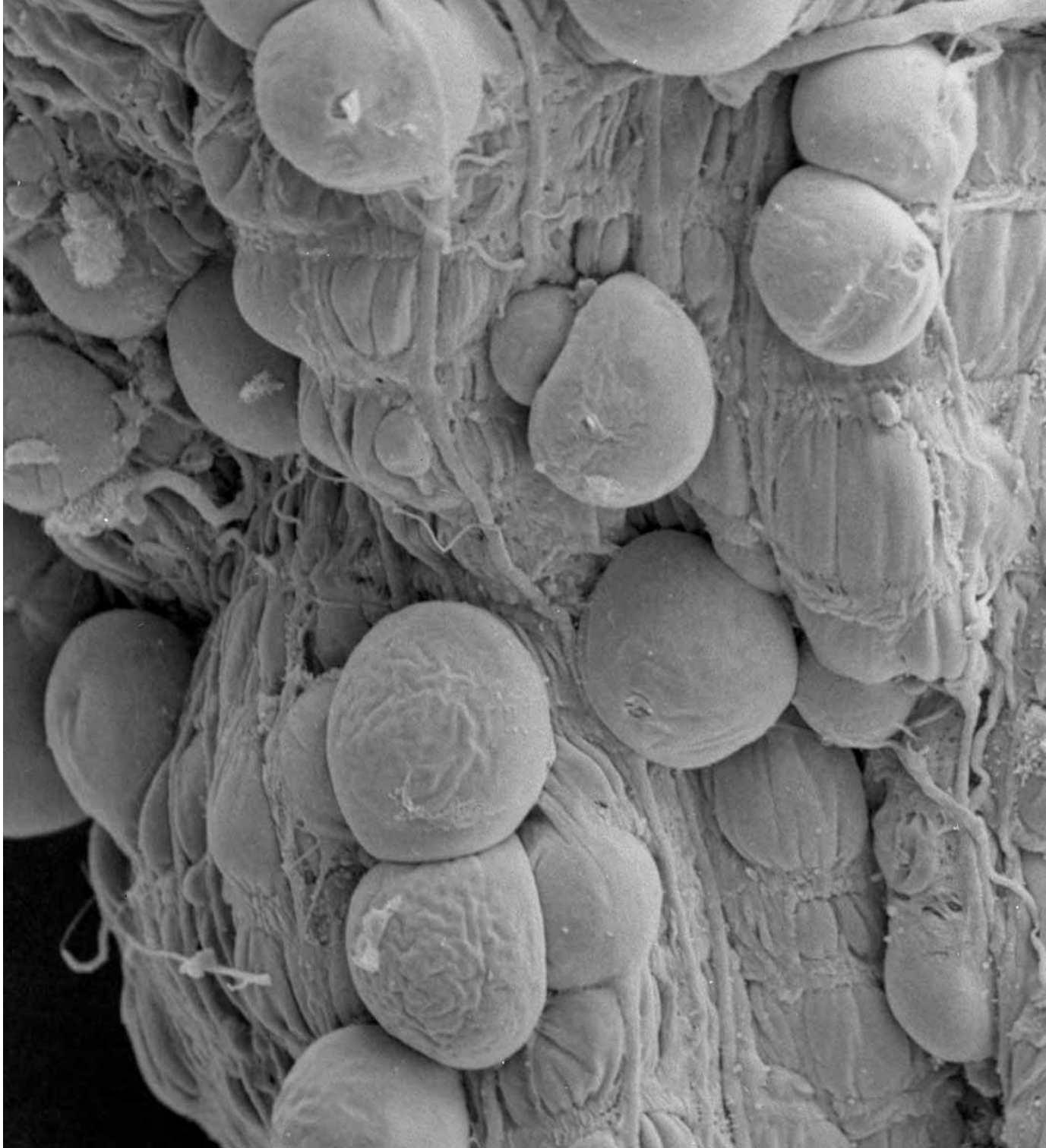
In der Schwerpunktgruppe „Evolutionäre Immunologie“ wird das Verhältnis zwischen Wirt und Parasit überdacht

Fellows 2006/2007

von Tobias Haberl

Vor ein paar Stunden erst ist Louis Du Pasquier aus Basel am Wissenschaftskolleg angekommen und schon spricht er, umringt von anderen Biologen, während des gemeinsamen Abendessens ausgerechnet über Fruchtfliegen. Am nächsten Morgen das gleiche Bild. Wieder sitzt er mit zwei Fellows der Schwerpunktgruppe „Evolutionäre Immunologie“ im Clubraum, diesmal mit Joachim Kurtz und Andrew Read. Wieder wird heftig diskutiert, wieder scheint es, als würden die drei sich seit Jahren kennen. Aber diesmal ist das Thema ein neues Buch über den Irak-Krieg. Trotzdem. „Wenn wir zusammen sitzen, sprechen wir meistens über Immunsysteme“, sagt Sylvia Cremer, mit 33 Jahren die Jüngste der Gruppe.

In diesem Jahr gibt es zwei biologische Schwerpunktgruppen am Wissenschaftskolleg. Die eine, „Evolutionäre Immunologie“, befasst sich mit den Immunsystemen verschiedener Tiere, die andere, „Phylo-genetische Biologie“, mit Stammbaumforschung. Den Rahmen für beide bildet das Themenfeld *Theoretical Life Sciences*, das Permanent Fellow Rüdiger Wehner vor einigen Jahren ins Leben gerufen hat. Sein Anliegen: der Transfer biologischen Wissens in die Medizin, die zunehmende Überwindung der Trennung zwischen



Malaria-Parasiten
am Mitteldarm eines Moskitos

Ruderfußkrebs
mit einem Bandwurm-
Parasiten im Rücken

medizinischer und evolutionsbiologischer Forschung. Er war es auch, der den beiden Biologen Paul Schmid-Hempel und Joachim Kurtz den Vorschlag gemacht hat, eine Gruppe aus Evolutionsbiologen und Immunologen zusammenzustellen. Gemeinsam recherchierten, telefonierten, überzeugten die beiden und bewiesen am Ende eine äußerst glückliche Hand bei der Auswahl ihrer Wunschkandidaten. Eine so umtriebige, engagierte und kommunikative Gruppe, bestehend aus Fellows, die sowohl menschlich als auch wissenschaftlich harmonieren und dazu nicht genug voneinander bekommen können, entspricht genau der Idee der Schwerpunktgruppen am Wissenschaftskolleg.

Jeden Tag nach dem Frühstück trifft man sich zur „wissenschaftlichen Kaffeepause“, einmal pro Woche – in Anlehnung an das traditionelle Dienstagskolloquium, an dem alle Fellows teilnehmen – zum so genannten Bioloquium, einem Vortrag mit anschließender Diskussionsrunde. Im Januar hat ein mehrtägiger Workshop stattgefunden; acht geladene Gäste hielten Vorträge über die Immunsysteme verschiener wirbelloser Tiere. Vom Seeigel über Korallen bis zum Schleimaal. „Ein voller Erfolg“, sagt Schmid-Hempel.

Aber „Evolutionäre Immunologie“ – was ist das überhaupt? Mit welchen Fragen befasst sich die Gruppe? Was ist das Ziel ihrer Zusammenarbeit?

„Immunologie ist die Lehre von den Verteidigungsstrategien eines Wirts gegenüber allen möglichen Parasiten“, erklärt Joachim Kurtz. Leider werde sie oft gelehrt, ohne die Aspekte der Evolution zu berücksichtigen. Ein Fehler. Denn sowohl der Wirt als auch die Pathogene koevolvieren, das heißt, sie befinden sich in einem ständigen Spiel aus Anpassung und Gegenan-

passung. Beide verändern sich permanent, der Wirt, um sich besser verteidigen zu können, der Parasit, um besser angreifen zu können. Zum besseren Verständnis verschiedener Immunsysteme, muss man also begreifen, wie sie sich im Laufe der Zeit verändert haben und immer weiter verändern. Deshalb untersucht die Gruppe „Evolutionäre Immunologie“ den einen Aspekt nicht ohne den anderen. Und deswegen hört der Rest der Gruppe gut zu, wenn jemand wie Louis Du Pasquier von der Universität Basel, erzählt. Denn mit seiner langen Erfahrung kann er von der Pionierarbeit der Immunologen aus den sechziger und siebziger Jahren erzählen, von den Anfängen der modernen Immunologie und der Molekularbiologie, von Zeiten also, als noch kein Genom entschlüsselt vorlag.

Kurz zuvor, in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts, war überhaupt erst die Frage geklärt worden, wie es ein Organismus, wie der Mensch es schafft, eigene und fremde Moleküle voneinander zu unterscheiden, also zu wissen, gegen welche Moleküle er reagieren und sich verteidigen muss, und im übrigen auch nur dann, wenn es sich um bösartige handelt. Die Antwort lautet: durch *somatische Rekombination*. Ein genetischer Umlagerungsprozess, der für immer neue Varianten von antikörperproduzierenden Zellen sorgt, der aber bislang nur von den höheren Wirbeltieren bekannt ist. Das heißt, ein solcher Organismus kann die riesige Anzahl von Selbst- und Fremdmolekülen erkennen, indem er mehr unterschiedliche Mustererkennungsmoleküle produziert als ursprünglich im Genom gespeichert werden. Die einzelnen genetischen Bausteine werden einfach neu kombiniert und zusammengesetzt.

Dass Organismen, vor allem Menschen, so etwas wie ein Immunsystem besitzen, weiß man schon lange. Erste Aufzeichnungen und Impfversuche, zum Beispiel gegen Pocken, gab es bereits 1000 nach Christus in China. Doch nach welchen Mechanismen das Immunsystem funktioniert und wo im Körper es sich eigentlich befindet, daran arbeitet die Wissenschaft bis heute. Denn beim Immunsystem handelt es sich um ein äußerst komplexes System, das nicht in einem bestimmten Organ zu verorten ist. Es durchsetzt den gesamten Körper eines Organismus und schließt verschiedenste Organe in seine Arbeit ein. Weil das Immunsystem – auch das von primitiveren Organismen – als Gesamtkomplex (noch) nicht zu begreifen ist, widmet sich die Gruppe verschiedenen Teilaspekten.

Zwei der wichtigsten betreffen die Spezifität der Immunantwort bei wirbellosen Tieren sowie das Immungedächtnis. Also: Können wirbellose Tiere, so genannte Invertebraten, spezifisch auf verschiedene Pathogene reagieren, indem sie deren Unterschiede erkennen? Und: Verfügen sie – wie der Mensch, zum Beispiel bei einem spezifischen Grippevirus – über ein Immungedächtnis, haben also die Fähigkeit, sich nach einer Infektion an das jeweilige Pathogen zu erinnern und resistent darauf zu reagieren. Beide Fragen wurden bis vor wenigen Jahren mit ‚nein‘ beantwortet. Wirbellose Tiere schienen nur ein angeborenes

Immunsystem (*innate immunity*) zu haben, nicht wie der Mensch auch erworbene Abwehrstrategien, die auf die jeweils vom betreffenden Individuum erworbenen, vielfältigen Infektionen reagieren können (*adaptive immunity*). Eine derart komplexe Immunabwehr traute man einfachen Organismen nicht zu. Doch müssen sich Biologen auf der ganzen Welt langsam von dieser Einschätzung verabschieden. Längst wurde in verschiedenen Experimenten gezeigt, dass auch scheinbar primitive Organismen wie Würmer und Insekten feine Unterschiede bei den Pathogenen erkennen, also durchaus spezifisch reagieren. Außerdem mehren sich die Anzeichen dafür, dass es auch bei Invertebraten so etwas wie ein Immungedächtnis zu geben scheint, auch wenn sie im Gegensatz zum Menschen wahrscheinlich nicht über so genannte Gedächtniszellen verfügen. Auf jeden Fall steht fest, dass die Immunsysteme von wirbellosen Tieren viel komplexer funktionieren als lange Zeit angenommen.

Mit zu dieser Erkenntnis beigetragen hat Joachim Kurtz. Der Zoologe aus Münster ist neben dem Mitbegründer der *Ökologischen Immunologie* Paul Schmid-Hempel, einer der beiden Convener der Gruppe. In einem Experiment mit Ruderfußkrebsen (Copepoden) hat er nachgewiesen, dass diese durchaus spezifisch auf Pathogene reagieren. Bei zweimaliger Infektion der Krebse mit Bandwürmern aus der gleichen oder aus einer anderen Familie zeigte sich: Je ähnlicher, je verwandter der zweite Bandwurm dem ersten war, desto geringer war die Wahrscheinlichkeit, dass sich der Krebs erneut infizierte. Die Tiere reagieren also spezifisch – und scheinen sich zu erinnern. In den letzten Jahren wurden immer mehr Tiere entdeckt, unter anderem Insekten, die eine spezifische Erkennung von Pathogenen erlauben. Und allmählich beginnt man auch mit der Entschlüsselung der Mechanismen, die zu spezifischen Immunantworten bei Invertebraten führen: Bei wirbellosen Tieren erfolgt die Rezeptordiversifizierung nicht wie beim Menschen durch *somatische Rekombination*, sondern durch *alternatives Splicing*, das heißt aus der DNA werden diverse RNAs hergestellt, also Kopien, die zerschnitten und neu zusammengesetzt werden. Die Methode ist anders, das Ergebnis das gleiche: Am Ende verfügt der Organismus über eine Vielzahl von Proteinen, die in der Lage sind, verschiedene Moleküle zu erkennen und auseinander zu halten. Vielleicht ist das Geheimnis der Gruppe „Evolutionäre Immunologie“, dass die einzelnen Mitglieder keiner vorgegebenen übergeordneten Fragestellung nachgehen. Geeint durch die gemeinsamen Interessen „Immunabwehr bei Tieren, vor allem bei Wirbellosen“ und „Parasit-Wirt-Interaktion“ widmet sich jeder Fellow einem Unterthema, auf dem die anderen keine Spezialisten, an dem sie jedoch interessiert sind, und von dem sie profitieren. So kommt es zu einem fruchtbaren und uneigennützigen Gedankenaustausch, ohne dass Konkurrenzsorgen die Gruppe belasten. „Hier am Kolleg reden wir über unsere Pläne und bekommen, indem wir unsere Ideen besprechen, immer neue dazu“, sagt Hinrich von der Schulenburg.

Seine Interessen gelten den Fragen der Komplexität und Evolution des Immunsystems, vor allem der Koevolution von Krankheitserregern und Wirtsorganismen – der Parasit-Wirt-Interaktion. Um diese über mehrere Generationen hinweg beobachten zu können, arbeitet er in seinem Tübinger Labor mit dem Wurm *Caenorhabditis elegans*. Da dessen Generationszeit nur 3–4 Tage beträgt, kann von der Schulenburg mit ihm im Labor Evolution stattfinden lassen und beobachten, ob sich die Nachkommen des Wirts besser gegen ein Pathogen schützen können, oder ob umgekehrt das Pathogen bessere Angriffsstrategien gegen die Wirtsnachkommen entwickelt hat, also virulenter geworden ist. Gerade hat er in einem Experiment herausgefunden, dass Würmer, bei denen man den Insulinsignalweg genetisch verändert und den Insulinwert herunterfährt, zwei erstaunliche Fähigkeiten entwickeln. Erstens steigt die Resistenz gegenüber Pathogenen, zweitens entwickeln die Würmer so genannte Vermeidungsstrategien, das heißt, sie reagieren so, dass sie sich erst gar nicht mit dem Pathogen infizieren. Selbstverständlich wirft das die Frage auf, welche Rolle der Insulinwert bei der Immunabwehr des Menschen spielt.

Steven A. Frank hingegen lässt Evolution im Computer stattfinden. Der Biologe von der University of California in Irvine ist reiner Theoretiker und arbeitet überhaupt nicht im Labor. Er entwickelt mathematische Modelle, welche die verschiedenen Faktoren, die die Evolution des Immunsystems beeinflussen, zueinander in Beziehung setzen. Er versucht, Zusammenhänge theoretisch zu begreifen und in Formeln sichtbar und verstehbar zu machen. Warum er nicht im Labor arbeitet? „Wenn man im Labor tätig ist, arbeitet man wie ein Manager. Ständig muss man sich um Geld und andere Menschen kümmern. Solche Leute muss es geben, klar. Aber eben auch solche, die einen Schritt zurücktreten und darüber nachdenken, was die anderen so treiben.“ Der Rest der Gruppe ist begeistert von ihm. Sehr sharp sei er, scharfsinnig, unglaublich intelligent und vor allem könne er seine Ideen und Gedanken so ausdrücken, dass er auch von Nicht-Biologen verstanden werde.

Und das sei es ja, was man vor allem hier am Wissenschaftskolleg lerne, sagt Joachim Kurtz: Den Blick auf

Ein Fadenwurm schlängelt sich durch einen Bakterienrasen

Einige Ameisen einer Gruppe werden mit einem Pilz infiziert. Um zu prüfen, ob sie ein paar Tage später tatsächlich an dieser Infektion gestorben sind, oder aber der Ausbruch der Krankheit durch Hygieneverhalten oder ihr Immunsystem verhindert werden konnte, werden die toten Ameisen von außen gereinigt auf ein feuchtes Filterpapier gelegt. Nach einigen Tagen zeigt sich der Krankheitsbefall durch Auswachsen des Pilzes. Die bunten Markierungen helfen zu erkennen, ob sich jene Ameisen, die sich um eine an der Pilzinfektion erkrankte Ameise, gekümmert haben, angesteckt haben und an der gleichen Infektion gestorben sind.

die eigenen Methoden zu modifizieren, und sei es nur die Art und Weise, einen Vortrag zu halten, sich der anderen Seite, den Geisteswissenschaftlern, verständlich zu machen, eigene Wahrheiten kritisch zu hinterfragen. „Mir war gar nicht klar, wie kritisch die Evolutionstheorie immer noch gesehen wird, immerhin eine These, auf die sich unsere gesamten Forschungen stützen.“ Eine Erfahrung, die er mit Sylvia Cremer von der Universität Regensburg teilt, die soziale Aspekte des Immunsystems von Ameisen untersucht, also der Frage nachgeht, inwieweit zum Beispiel ein gewisses Hygieneverhalten innerhalb einer Kolonie das Immunsystem jedes einzelnen Tieres verstärken kann: „Mir ist erst am Kolleg aufgefallen, wie unterschiedlich die Einstellungen von Geistes- und Naturwissenschaftlern sind“, sagt sie. „Wenn mir jemand erzählt, dass meine Gene zu 99 Prozent mit denen eines Schimpansen übereinstimmen, habe ich kein Problem damit. Philosophen und Soziologen dagegen ringen erst mal nach Luft; für sie steht immer der Mensch an oberster Stelle.“

Andrew Read von der University of Edinburgh untersucht als einziger aus der Gruppe nicht die Evolution von Immunsystemen, also von Verteidigungsstrategien, sondern die der Gegenseite, der Krankheiten, also die Virulenz von Pathogenen, in seinem Fall von Malaria-Erregern. In seiner Arbeit mit Mäusen und Moskitos untersucht er unter anderem den Zusammenhang von einer möglichen Impfung und der Virulenz von Erregern, geht also der Frage nach, ob Impfungen, die nicht zu 100 Prozent sicher sind, letztlich dafür sorgen können, dass die überlebenden Pathogene noch gefährlicher werden.

Komplettiert wird die Gruppe von ihrem zweiten Convener Paul Schmid-Hempel von der ETH Zürich, einem der Begründer der *Ökologischen Immunologie*. Interessant für ihn ist vor allem, wie sich Immunsysteme unter verschiedenen ökologischen Bedingungen entwickeln. Und er möchte „interdisziplinär arbeiten“, das Konzept für einen neuen Forschungsbereich an der Schnittstelle von Ökologie, Evolution, Immunologie und medizinischer Anwendung aufstellen. Schmid-Hempel war es, der als Erster nachgewiesen hat, dass Immunsysteme nach ökonomischen Grundprinzipien funktionieren, dass also bei der Immunabwehr auch Kosten anfallen, zum Beispiel Energie, Nährstoffe und Gewebeschäden. „Ich will am Kolleg viel über die *basics* nachdenken“, sagt er. Auch für ihn gilt es also, einen Schritt zurückzutreten, von oben auf Zusammenhänge zu schauen, in deren letzten Winkel man sich bei der täglichen Arbeit versteckt und in die man sich oft auch verrennt.

In den ersten Wochen, als die Gruppe sich zu formieren begann, als sich die einzelnen Fellows noch nicht so gut kannten, hatte man noch ganz konkrete Zielvorstellungen: Ein Jahr am Wissenschaftskolleg, da müsse man am Ende doch etwas in Händen halten können, eine Art Resümee der Zusammenarbeit, ein Buch vielleicht, zu dem jeder ein Kapitel über sein jeweiliges Spezialgebiet beisteuern könnte. Inzwischen hat die Gruppe von dieser Idee Abstand genommen. „Klar wäre ein Buch eine

schöne Sache“, sagt Joachim Kurtz, „aber wir würden die Freiheiten, die uns das Kolleg bietet, wieder aufgeben, würden unseren Blick wieder einengen statt ihn aufzumachen, würden uns wieder unter Druck setzen, wie zuhause an unseren Heimatuniversitäten. Je länger wir hier sind, desto mehr verstehen wir, dass das nicht das Ziel unseres Aufenthalts sein kann.“ Das heißt nicht, dass es keine Publikationsprojekte gibt. Im Gegenteil. Sylvia Cremer plant einen Artikel mit Paul Schmid-Hempel, der wiederum mit Joachim Kurtz an einem Lehrbuch für Fortgeschrittene arbeitet. Trotzdem. Bedenkt man, dass die Immunologie in den letzten Jahren einen regelrechten Boom erfahren hat, ist das Ziel der Gruppe eben gerade nicht, Antworten zu finden, sondern neue Fragen zu schaffen. „Wir wollen uns darüber klar werden, in welche Richtung sich unsere Forschung, unsere Experimente in den nächsten Jahren entwickeln müssen“, sagt Joachim Kurtz. „Die allumfassende Erklärung für die Funktionsweise von Immunsystemen wird es so schnell nicht geben, deshalb wollen wir die richtigen Fragen stellen, Fragen, mit deren Beantwortung wir die nächsten fünf, zehn oder zwanzig Jahre beschäftigt sein werden.“

v.l.n.r. :
Baruch Rinkevich (Gast), Paul Schmid-Hempel, Steven Frank, Louis Du Pasquier, Sylvia Cremer, Joachim Kurtz, Andrew Read, Hinrich von der Schulenburg

Fakt und Fiktion

Der Jurist Christoph Möllers vergleicht Rechtstheorie mit ästhetischer Theorie

Fellow 2006/2007

von Florian Welle

Was ist Recht? Was meint jemand, wenn er von Recht redet? Und: Von welchem Substrat geht er dabei eigentlich aus? Ist Recht etwas Mündliches oder etwas Schriftliches? Das sind Grundsatzfragen der Rechtswissenschaft. Auf keine von ihnen gibt es eine einfache Antwort. Schon gar nicht gibt es *die* Antwort, die ein für allemal erklären könnte, was Recht letzten Endes ist. Wer sich mit diesen Fragen beschäftigt, bewegt sich daher auf ebenso schwierigem wie unsicherem Terrain. Es erfordert von demjenigen, der es betritt, gleichermaßen theoretisches wie praktisches Denkvermögen und Wissen. Denn jede Rechtstheorie hat unterschiedliche Konsequenzen für die Rechtspraxis.

Der Jurist Christoph Möllers hat erklärtermaßen ein Faible für Theorien und abstrakte Diskurse. Gerne erklimmt er die Metaebene. Und er will stets wissen, wie sich ein theoretischer Anspruch praktisch niederschlägt. Dieses Interesse für Theorie und Praxis hat ihn Ende der achtziger Jahre dazu bewogen, erst in Tübingen, dann in München, Chicago und Berlin Jura mit Schwerpunkt Verfassungsrecht zu studieren: „Ich habe mich für das Studium entschlossen, weil ich Theorie betreiben wollte, die praktische Relevanz besitzt.“ Gut zehn Jahre später promovierte Möllers an der Juristischen Fakultät München. Seine Arbeit mit dem Titel „Staat als Argument“ erhielt im Jahr 2000 den Fakultätspreis, ein Jahr später wurde sie zum „Juristischen Buch des Jahres“ gekürt. In ihr beschäftigt sich der gebürtige Bochumer mit der Frage, ob „sich die von der Staatsrechtslehre vorgegebenen staatstheoretischen Begrifflichkeiten rechtsdogmatisch beim Wort nehmen lassen können.“

Auch das Thema, das Möllers, der heute in Göttingen Öffentliches Recht lehrt, am Wissenschaftskolleg bearbeitet, hat wieder die für seine Arbeit symptomatische Verbindung von theoretischer und praktischer Fragestellung. Natürlich. Diesmal geht es ihm unter der Überschrift „Norm und Fiktion“ um den Vergleich von Rechtstheorie und ästhetischer Theorie. Das Vorhaben scheint auf den ersten Blick untypisch für einen Vollblutjuristen wie Möllers zu sein. Für den Vergleich gibt es aber neben einer Vielzahl von heuristischen Gründen auch biographische. Möllers’ Eltern sind Germanisten. Er selbst ist mit Büchern und literarischen Fragestellungen aufgewachsen. Und diese Sozialisation war ausschlaggebend dafür, dass er neben der Rechtswissenschaft auch Komparatistik studierte.

rechte Seite:
Frank O. Gehrys
Gebäude für die DZ-Bank
am Pariser Platz in Berlin

DZ BANK
DZ BANK

Sein Projekt nähert sich dem Thema von zwei Seiten: zum einen von einer systematisch-analytischen, zum anderen von einer exemplarisch-historischen. Wie Möllers beide Herangehensweisen am Ende verbinden wird, so dass letztlich „sein Traum“, ein Buch von 200 Seiten, in Erfüllung geht, ist eines der vielen methodischen wie darstellungstechnischen Probleme, denen sich der Jurist gegenübersieht. „Das bereitet mir Leid und Arbeit“, gibt er offen zu und fügt an: „Es gibt noch viele Ungewissheiten.“

Systematisch-analytisch: Das heißt für Möllers, den Rechtsbegriff entschieden weiter zu denken, als das bis dato getan wird. Recht lässt sich seiner Meinung nach nicht einfach als Befehl denken. Das sei zwar eine weitverbreitete, aber zu kurz greifende Vorstellung von dem, was Recht ausmache. Für Möllers hingegen hat Recht etwas mit Möglichkeitsräumen zu tun, die wir uns selbst bauen: „Recht ist die Reformulierung von dem, was in einer Gesellschaft möglich ist. Das muss keine Befehlsform haben, sondern Recht ist ein Deutungsangebot.“ Von Begriffen wie „Möglichkeit“ und „Deutung“ ist es nicht mehr weit zu einem Begriff, der als Grundelement von Literatur anzusehen ist: nämlich dem der „Fiktion“. Er ist einer der Schlüsselbegriffe für Möllers’ Arbeit, die, wenn sie von Ästhetik redet, vor allem die Literaturtheorie meint. Mit dem Begriff der Fiktion geht eine ganze Reihe an Problemen einher, denen sich die Literaturwissenschaft seit jeher zu stellen hat – die Stichworte hierfür sind: Mimesis und Repräsentation. Sie alle drehen sich letztlich um die Frage nach der Beziehung von Dichtung als wirklich erscheinender nichtwirklicher Welt zu unserer wirklichen Welt.

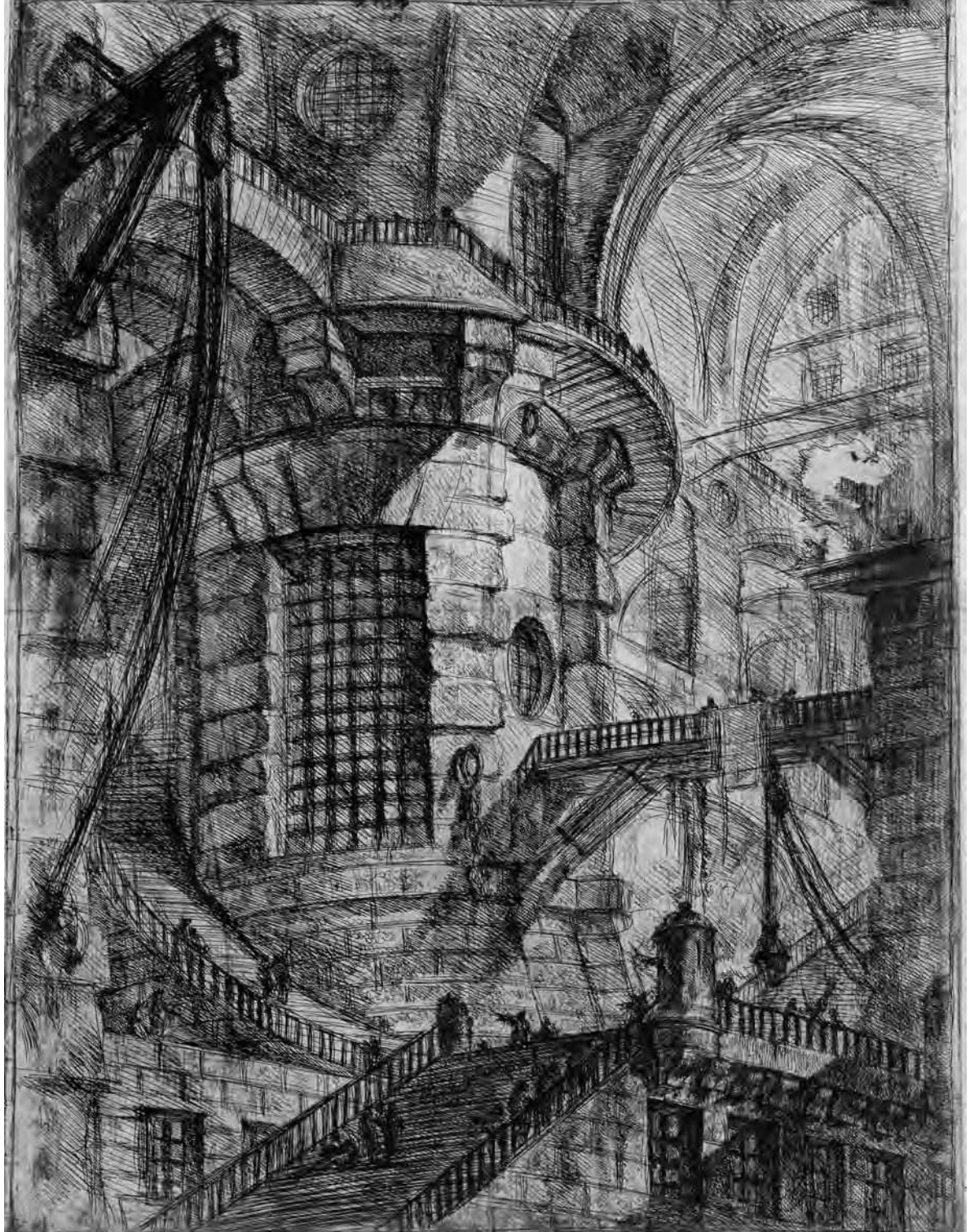
An genau dieser Frage des Weltbezugs setzt Möllers an. Er sieht eine spezifische Gemeinsamkeit der Rechtspraxis und der ästhetischen Praxis. In seiner Themenbeschreibung liest sich das folgendermaßen: „Beide Praxen haben dem Anspruch zu genügen, sich als von der Welt unterschieden, ihr zugleich zugehörig und auf sie bezogen zu verstehen. Beide Praxen verhalten sich zudem zu einer Phänomengesamtheit: Potentiell jeder Teil der Welt kann von ihnen erfasst werden. Beide konstituieren eine Gegenwelt und dies bedeutet: Distinktion von der und Angewiesenheit auf die Welt.“ Es ist ein faszinierender Gedanke, die Rechtspraxis als eine Gegenwelt zu denken, ähnlich der der Literatur. Doch was für letztere unmittelbar einleuchtet, ist für das Gebiet des Rechts schwerer nachzuvollziehen. Warum genau ist das Recht eine Gegenwelt? Für Möllers deshalb, weil es einerseits für eine Summe von denkbaren Sachverhalten Regelungen kennt, die im Zweifelsfall auch mal vom Status quo abweichen können; das Ungeregelte hingegen ist für das Rechtssystem schwer vorstellbar. Andererseits soll sich das Recht nicht mit der Realität decken: „Würde es sich decken, dann wäre es kognitiv nicht erkennbar und damit normativ funktionslos.“

Exemplarisch-historisch: Das heißt für Möllers, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen. An ausgewählten Beispielen der Zeit von 1800 bis circa 1930 vergleicht er den rechts- mit dem literaturtheoretischen Diskurs. Und

zwar blickt er dabei gleich auf drei Länder: Deutschland, Frankreich und Amerika. Ausführlich hat sich Möllers in seiner vergleichenden Diskursgeschichte mit Friedrich Carl von Savigny (1779–1861) auseinandergesetzt, dem Begründer der historischen Rechtsschule, Ehemann von Kunigunde Brentano, Schwager von Achim von Arnim und Freund der Gebrüder Grimm. In den Augen seiner Zeitgenossen galt Savigny als der bedeutendste Jurist des 19. Jahrhunderts. Die Schrift *Das Recht des Besitzes* von 1803 sowie das Hauptwerk *Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter*, von 1815 bis 1831 in sechs Bänden erschienen, begründeten seinen Ruhm. Die Ansichten Savignys waren allerdings schon zu seinen Lebzeiten umstritten. Während Anhänger und Freunde die hohe Bildung und den klaren, an der Literatur geschulten Stil seiner Sprache bewunderten, sahen die Gegner in ihm einen erzkonservativen Juristen, der ständische Privilegien unangetastet ließ und sich der Idee verweigerte, ein einheitliches Gesetzbuch für ganz Deutschland zu schaffen. Heinrich Heine nannte Savigny in Anspielung auf sein Hauptarbeitsgebiet, das 533 n. Chr. in lateinischer Sprache abgefasste *Corpus Iuris Civilis*, einmal spöttisch den „süßlichen Troubadour der Pandekten". Über die Frage einer Gesetzgebung kam es auch zum Zerwürfnis mit dem Heidelberger Professor Anton Friedrich Justus Thibaut – ein Zerwürfnis, das als „Kodifikationsstreit" in die Rechtsgeschichte eingegangen ist.

Welche Vergleiche lassen sich zwischen den Arbeiten Savignys und den Werken von Autoren wie Novalis oder Friedrich Schlegel ziehen? Möllers gibt mehrere Beispie-

William Hogarth,
The Bench (with the Five Orders of Periwigs) (1758)



Giovanni Battista Piranesi,
Carceri III
(Der runde Turm), (1745/50)

le. Zum einen besitzen Rechts- wie Kunsttheorie eine Abneigung gegen jede Art von Regelhaftigkeit. Das zeigt sich zum Beispiel bei Savignys Kritik an der Ableitung von Rechtsregeln aus dem Konzept der Vernunft. Das zeigt sich in der Literatur in der Ablehnung der bis dahin dominierenden Regelästhetik zugunsten einer Geschmacksästhetik. Beides aber – die Fähigkeit zum ästhetischen Urteil wie die zum juristischen – setzt ein autonomes, freies und sich seiner selbst bewusstes Subjekt voraus. Gleichzeitig sehen beide die Antike als ihr Vorbild an: „Poesie der Griechen, Recht der Römer." Weitere Parallelen sind der starke nationale Kontext, der das Recht ebenso prägt wie die frühromantische Literatur. „Das römische Recht", sagt Möllers, „ist ein deutsches Projekt". Schließlich verfügen beide über ein ganzheitliches Wissenschaftsverständnis, das die Ausdifferenzierung der Diskurse widerrufen möchte, wie sie für die von dem Historiker Reinhart Koselleck bezeichnete „Sattelzeit" charakteristisch ist.

Stehen an dem einen Ende von Möllers' Vorhaben Savigny und die Literatur der Frühromantik, steht am anderen die Krise einer formalistisch orientierten Rechtswissenschaft und ihrer Methodik der Begriffsjurisprudenz. Sie geht einher mit der Ordnungs- und Bewusstseinskrise des späten Kaiserreichs und wird ausgelöst durch die sogenannte „Freirechtsschule". Ihr bekanntester Vertreter ist der Jurist und Rechtssoziologe Eugen Ehrlich. Ehrlich wurde 1862 in Czernowitz geboren, der Landeshauptstadt des Herzogtums Bukowina. Er studierte in Wien Jura und kehrte nach Promotion, Habilitation und einer Tätigkeit als Privatdozent 1897 in seine Heimatstadt zurück. Dort lehrte er erst als außerordentlicher, dann ordentlicher Professor an der k.u.k. Franz-Josephs-Universität. Ehrlich kritisierte die Auffassung des tonangebenden Teils seiner Kollegen, wonach Recht das ist, was in den Gesetzesbüchern steht. „Für Ehrlich", erklärt Möllers, „fußt das Recht nicht auf dem Gesetzestext: Recht ist nicht das, was in Wien abgedruckt wird, sondern das, was in der Bukowina nicht vollzogen wird." Alle Volksgruppen des Vielvölkerstaates besitzen ihre eigenen Rechtstraditionen, die nicht immer mit dem bürgerlichen Gesetzbuch in Einklang zu bringen sind. 1912 schreibt Ehrlich unter dem Titel *Das lebende Recht der Völker der Bukowina*: „Es leben im Herzogtum Bukowina gegenwärtig (…) neun Volksstämme: Armenier, Deutsche, Juden, Rumänen, Russen (Lipowaner), Rutenen, Slowaken (die oft zu den Polen gezählt werden), Ungarn, Zigeuner. Ein Jurist der hergebrachten Richtung würde zweifellos behaupten, alle diese Völker hätten nur ein einziges, und zwar genau dasselbe, das in ganz Österreich geltende österreichische Recht. Und doch könnte ihn schon ein flüchtiger Blick davon überzeugen, dass jeder dieser Stämme in allen Rechtsverhältnissen des täglichen Lebens ganz andere Rechtsregeln" besitzt.
Das eigentlich Wichtige in der Rechtsprechung ist für die Freirechtler also, wie vor Ort – sei es nun in der Bukowina oder anderswo – tatsächlich Recht gesprochen wird. Und nicht, was der Gesetzestext vorgibt. Ehrlich favorisiert eine Rechtsauffassung, die auf „Performanz" auf-

baut. Möllers verwendet den schillernden Begriff nicht zufällig. Denn erstaunlicherweise erlebt die Freirechtsschule seiner Meinung nach gerade in dem Moment ihren Aufschwung, in dem sich die Theaterwissenschaft als eigenständige universitäre Disziplin zu etablieren beginnt. Und in ihrem Verständnis besteht ein Theaterstück nicht aus dem Text der Buchausgabe, sondern manifestiert sich immer erst in der gegenwärtigen Aufführung. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Richterspruch, wie überhaupt die Freirechtsschule der Person des Richters eine enorme Bedeutung beimisst: „Er muss in ihrer sehr stark von Nietzsche beeinflussten Denkweise über eine eigenständige Persönlichkeit verfügen. Denn wenn er Recht spricht, ist er produktiv. Wenn er keine Persönlichkeit besitzt, hat er seinen Beruf verfehlt", erläutert Möllers die Ansichten Ehrlichs und seiner Anhänger. Die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Rechtsauffassungen führt somit ins Zentrum der Frage, die Möllers so sehr fasziniert: Wie konzipiert sich das Recht selbst? Zur Diskussion steht nichts Geringeres als die eingangs erwähnte Frage nach der Materialität des Rechts: Ist es etwas Mündliches oder etwas Schriftliches? Und: Welche Rolle spielt das Mündliche in einem schriftlich niedergelegten Text? Bildet der Text die mündlichen Gesetze ab oder sind es Texte sui generis? Die Frage nach Mündlichkeit und Schriftlichkeit ist eine, die auch der Literaturwissenschaft wohl vertraut ist. Gerade die Gattung der Novelle – sie entstammt ja dem juristischen Wortschatz und bezeichnet ursprünglich ein Nachtragsgesetz – problematisiert in der Verschränkung von Rahmen- und Binnenerzählung immer wieder das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Und auch der Begriff der Performanz hat bei den Germanisten gegenwärtig Hochkonjunktur – in Berlin gibt es einen Sonderforschungsbereich, der nur über „Kulturen des Performativen" nachdenkt. In der Frage nach dem Substrat des Rechts lohnt sich schließlich der von Möllers anvisierte Blick über den Atlantik. Denn während eine performative Rechtsauffassung mit ihrer Kritik an der Buchstabentreue in Österreich und Deutschland nach 1914 wieder an Einfluss verlor – sie wurde u.a. abgelöst durch formalistische Rechtstheoretiker wie Hans Kelsen, dem Architekten der österreichischen Bundesverfassung von 1920 und Begründer der „Reinen Rechtslehre" – wurde sie in den USA dominant. Und sie ist es bis heute.

„Es sind noch viele Bälle in der Luft," sagt Christoph Möllers über seine Arbeit. Gespannt darf man vor allem auf seinen Blick nach Frankreich und Amerika sein. Was passiert in dem Land der Revolution nach 1789 auf ästhetischem Gebiet? Wie steht es mit dem *Code Napoléon*, Savignys Schreckensbild? Welche Ansichten von Recht existieren in den USA von 1800 bis 1930? Bei den inhaltlich wie methodisch offenen Fragen des weitläufig angelegten Vorhabens hoffen wir, dass Möllers, der Jongleur der Rechtstheorie, am Ende alle Bälle wieder sicher in den Händen hält.

Christoph Möllers

„Wenn wir die Sterne nicht erreichen können, brauchen wir zumindest das Licht der Sterne.“

Der libanesische Dichter Fuad Rifka übersetzt deutsche Lyrik des 20. Jahrhunderts

Fellow 2006/2007

von Florian Welle

Beirut, Anfang der sechziger Jahre. Der Lyriker und Student der Philosophie Fuad Rifka hat einen Traum. Er will nach Deutschland und die deutsche Sprache erlernen. Nicht, weil er sich danach bessere Chancen in irgendeinem x-beliebigen Beruf erhofft, wie das heute viele junge Menschen tun, wenn sie sich entschließen, ins Ausland zu gehen. Die Motivation des 1930 in Syrien Geborenen und im Libanon Aufgewachsenen ist eine gänzlich andere. Sie ist nicht von vordergründigen Erwägungen geleitet. Es ist eine existentielle Motivation. Nicht in physischem, sondern in psychischem Sinne. Der Anfang Dreißigjährige hatte die deutsche Philosophie für sich entdeckt – Martin Heidegger; und er hatte die deutsche Lyrik für sich entdeckt – Rainer Maria Rilke. „Ich war wie ein Kind in der Wüste, verloren. Als junger Dichter stand ich im Dunkeln. Durch meine Begegnung mit der deutschen Kultur habe ich angefangen, meinen Weg zu finden. Wie jemand, der blind ist und allmählich anfängt zu sehen.“ Fuad Rifka will nach Deutschland reisen, um Rainer Maria Rilke ins Arabische zu übertragen. Zum ersten Mal aus dessen Muttersprache, also nicht aus zweiter Hand, sprich dem Englischen oder Französischen. Ein Novum in der arabischen Welt.

Berlin, Anfang 2007. Wer weiß, wie das Leben des Lyrikers und Übersetzers Fuad Rifka verlaufen wäre, hätte er damals, Mitte der sechziger Jahre, kein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes erhalten. Es ermöglichte ihm, seinen Traum zu verwirklichen. Er selbst bemüht Hölderlin, um das ganze Glück der finanziellen Unterstützung in Worte zu fassen: „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.“ Rifka studierte zunächst in Göttingen, dann in Tübingen Philosophie. 1965 promovierte er in der schwäbischen Universitätsstadt mit einer Arbeit über die Ästhetik Martin Heideggers. Wären, so ließe sich fragen, ohne das Stipendium, das die unüberwindlich scheinenden Geldprobleme über Nacht aus dem Weg geräumt hatte, all die über die Jahrzehnte entstandenen Übersetzungen von Gedichten Rilkes, Trakls, Hölderlins, Novalis’ und Goethes wirklich zustande gekommen? Wäre Fuad

Rifka, ohne das Stipendium, jetzt Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt sowie der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, wäre ihm das Bundesverdienstkreuz verliehen worden? Und: Würde er heute, ohne das Stipendium, als Fellow des Wissenschaftskollegs im Berliner Grunewald zu Gast sein? Die Emphase, mit welcher der 76-jährige über „das Haus der deutschen Kultur“ und über „seine Freunde Goethe, Novalis und Hölderlin“ spricht, lässt vermuten, dass er früher oder später, auf die eine oder andere Weise, immer seinen Weg nach Deutschland gefunden hätte. Eines seiner Gedichte mit dem schlichten Titel „20. Januar 1983“ lautet:

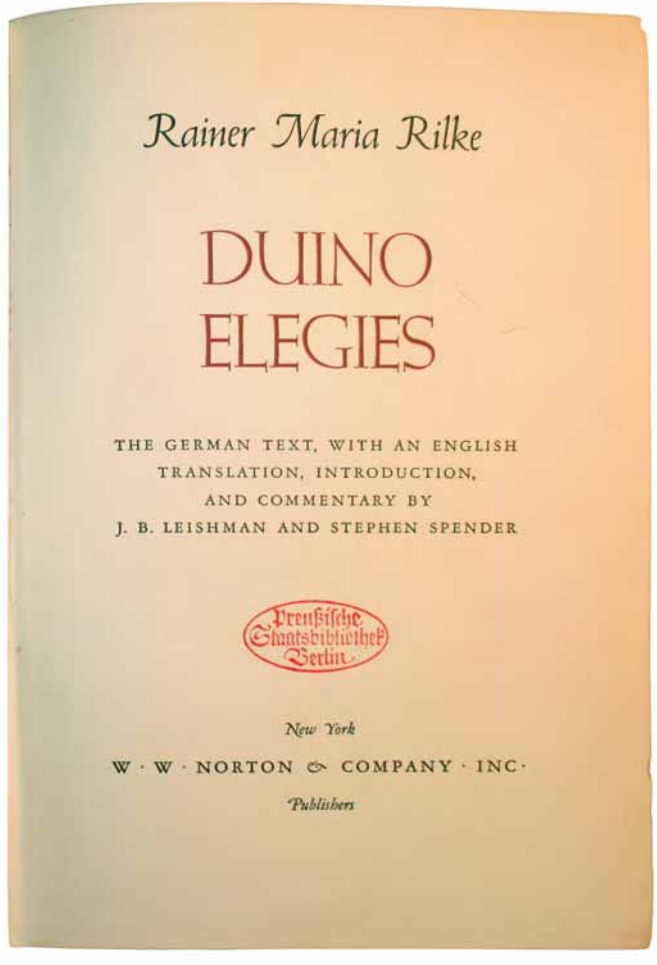
Verschlungenen Pfaden folgt er,
er unterhält sich
mit einem vorüberziehenden Kranich,
und am Ende des Tages
wird er ein Faden im Hut
und im Mantel.

(aus: *Das Tal der Rituale*)

Der Aufenthalt am Kolleg dient Fuad Rifka dazu, ein langjähriges Projekt endgültig abzuschließen. Seit gut 15 Jahren arbeitet er – neben seiner Tätigkeit als Professor an der Lebanese American University in Beirut, neben seinem eigenen dichterischen Schaffen – an einer

٢٠ كانون الثاني ١٩٨٣

يُرافقُ التَعاريجَ،
يُحاورُ بَجْعةً راحلة،
وآخر النهار
يصير في القبَّعةِ خيطاً،
وفي العباءة.



Rainer Maria Rilke

DUINO ELEGIES

THE GERMAN TEXT, WITH AN ENGLISH TRANSLATION, INTRODUCTION, AND COMMENTARY BY J. B. LEISHMAN AND STEPHEN SPENDER

Preußische Staatsbibliothek Berlin

New York

W · W · NORTON & COMPANY · INC ·

Publishers

Anthologie deutscher Lyrik des 20. Jahrhunderts. Ende des Jahres soll der zweisprachige Band, deutsch-arabisch, nun in Beirut erscheinen. Eine „Selbst-Erfüllung". Für die ungefähr 250 Seiten starke Anthologie hat er alle berühmten Dichter von Bertold Brecht über Günter Eich, Sarah Kirsch, Wolfgang Bächler bis zu Durs Grünbein zunächst gelesen und anschließend aus ihrem Oeuvre eine Auswahl getroffen. Schließlich hat er sich an die Übersetzung gemacht. Bei seiner Wahl hat er auch die sperrigsten und hermetischsten Lyriker nicht gescheut; auch wenn er zugibt, dass ihre Sprache ihm „unbequem" war, er Mühe hatte, sie ins Arabische zu übertragen. Wer kann es ihm verdenken? In der Anthologie werden jetzt die Gedichte „Todesfuge" und „Espenlaub" von Paul Celan ebenso zu lesen sein wie „Alle Tage" und „Die gestundete Zeit" von Ingeborg Bachmann. Wie wohl die Zeilen „Ärmlich brennt das Licht der Lupinen. / Dein Blick spurt im Nebel: / die auf Widerruf gestundete Zeit / wird sichtbar am Horizont" auf arabisch klingen mögen?

Unterhält man sich mit Fuad Rifka über seine Übersetzungstätigkeit, dann merkt man, dass sie untrennbar verwoben ist nicht nur mit seinem eigenen lyrischen Schaffen, sondern mit seinem Leben überhaupt. Er hat die Auseinandersetzung mit dem „deutschen Gedicht, das denkt, und dem denkerischen Wort, das dichtet", zu keiner Zeit als Arbeit begriffen, sondern immer als Freude und Bereicherung seiner eigenen Existenz: „Es ist so schön, an den Erfahrungen anderer Dichter teilzu-

nehmen und mit ihnen eine Freundschaft zu stiften.“ Aussagen wie diese, mit ihrem Vokabular, das aus der Zeit gefallen zu sein scheint, gilt es ernst zu nehmen. In ihrem ganzen Pathos. Einem Pathos im ursprünglichen Sinne des Wortes allerdings, verstanden als körperlich-seelische Ergriffenheit, nicht als bloßer Gefühlsüberschwang. Nur auf diese Weise ist ein Satz, wie er ihn abschließend über seine Tübinger Zeit formuliert, in seiner ganzen Tragweite wirklich zu begreifen: „Mein Aufenthalt in Tübingen war wie ein Erdbeben für meine Existenz.“

Wie eingangs angedeutet, kam das Erdbeben nicht aus dem Nichts. Es deutete sich in einem Vorbeben an. Die Vorgeschichte, so wie sie Rifka erzählt, trägt Züge eines Erweckungserlebnisses – auch dies ein Wort, das zur Charakterisierung des arabischen Christen und Mitübersetzers des Alten Testaments ins Arabische nicht übertrieben scheint. Eines Tages ging der Student Rifka aus Langeweile ins Goethe-Institut in Beirut. In der Bibliothek griff er blindlings nach einem Buch, öffnete es und begann die englischen Verse – Deutsch konnte er zu der Zeit ja noch nicht – der englisch-deutschen Ausgabe zu lesen. Er war gebannt. Über eine Stunde lang las er. Im Stehen. Erst danach hob er seinen Blick, sah auf den Umschlag und erkannte, um was für ein Buch es sich handelte. Es waren die „Duineser Elegien“ von Rainer Maria Rilke. Rifka wusste, er bräuchte noch mehr Zeit, um die Strophen zu erfassen. Kurzerhand steckte er das Buch unter das Hemd und ging nach Hause. Wochen später erst kehrte er ins Institut zurück und gestand dem Leiter, was er getan hatte: „Dieser begann lauthals zu lachen. Er hat mir das Buch geschenkt, und bis jetzt besitze ich es als Erinnerung.“

Hört man Fuad Rifka beim Erzählen zu, dann fällt einem die ungemeine Konzentration auf jedes einzelne Wort auf. Sie ist nicht damit zu erklären, dass Deutsch nicht seine Muttersprache ist – er spricht fließend Deutsch, muss nicht nach Worten suchen. Es hat eher mit seiner Ehrfurcht vor der Sprache zu tun. Jedes Wort, so scheint er dem Gesprächspartner anzudeuten, besitzt über seine konkrete Bedeutung hinaus seine Nuancen, besitzt Klang und Farbe, die es wahrzunehmen oder anders, lyrischer ausgedrückt, die es zu schmecken gilt. Er wählt seine Worte mit Bedacht, spricht langsam und leise. Das erfordert auch vom Zuhörer stete Aufmerksamkeit. Und Geduld. Will man ihm eine Zwischenfrage stellen, wehrt er mit einer gütigen, aber bestimmten Handbewegung ab. Die feingliedrigen Finger sind dann leicht angespannt. Rifka weiß, wie man Ungeduld zügelt. Man soll ihm zuhören, bis er seine Gedanken ausgesponnen hat. Erst dann darf man selbst das Wort ergreifen. Sich mit ihm zu unterhalten, bedeutet auch eine heilsame Einübung in eine entschleunigte Gesprächskultur.

Aber Fuad Rifka wäre nicht Fuad Rifka, wenn nicht auch seine sanfte Intonation in irgendeiner Weise mit der Dichtung hierzulande verbunden wäre. Die deut-

sche Lyrik werde leise gelesen oder gleich ganz stumm, nur mit den Augen, erklärt er. Die arabische hingegen lebe von ihrem Klang und ihrer Musikalität; sie müsse laut vorgetragen werden, um sich entfalten zu können. Rifka aber freut sich, dass er es während seiner vielen Aufenthalte in Deutschland gelernt hat, sich den Duktus der Stille anzueignen. So sehr, dass er Einladungen zu Literaturfestivals in der arabischen Welt mittlerweile mit der Begründung ablehnt, sein Vortragsstil sei das genaue Gegenteil von dem, was das arabische Publikum erwarte.

Mit vielen Stunden stiller Lektüre begann auch die Auswahl der Gedichte für die Anthologie. Gefiel ihm eines, markierte er es zunächst mit einem kleinen Strich. Später las er diese Gedichte wieder und wieder, und nur, nachdem er wirklich überzeugt war, fing er mit der Übersetzung an. Welche Kriterien leiten ihn bei seiner Entscheidung für oder gegen ein Gedicht? Es sind subjektive. Natürlich. Zunächst, erläutert Rifka, verlasse er sich auf seinen eigenen Geschmack. Die Strophen und Verse müssen ihn nicht nur bereichern, sie müssen ihn regelrecht verändern, einer Wandlung unterziehen: „Bevor ich ein Gedicht lese, bin ich etwas, aber nachdem ich es gelesen habe, bin ich etwas anderes. Das ist der Maßstab.“ Dichtung ist für Fuad Rifka Offenbarung. Er sucht in ihr das Überzeitliche und Universelle, das, was uns Menschen zu Menschen macht. Unsere conditio humana. Deshalb finden sich in seiner Anthologie keine politischen Lyriker. Ihre Dichtung ist zeit- und situationsgebunden, ihre Aussagen verblassen im Laufe der Jahre. Auch wenn er explizit politische Lyrik ausschloss, hat Rifka sich doch immer gefragt, ob die ausgewählten Gedichte das Klima einer bestimmten Epoche in Deutschland widerspiegeln. Auch experimentelle Gedichte, die lediglich mit der Form spielen, hat er kategorisch unberücksichtigt gelassen: „Die Form ist sehr wichtig für ein Gedicht, aber nur unter der Bedingung, dass sie inhaltlich etwas leistet. Ansonsten bleibt das bloß eine Art von Klugheit und hat nichts mit Dichtung zu tun.“

Ein anderes wichtiges Kriterium für seine Auswahl war die Frage, wie der arabische Leser ein Gedicht aufnehmen würde. Rifka kennt den Geschmack des arabischen Publikums. Schließlich waren seine Übersetzungen – etwa der „Sonette an Orpheus“ von Rilke oder der „Hymnen an die Nacht“ von Novalis – stets zügig vergriffen. Am beliebtesten sind jene Gedichte, die eine romantisch-mystische Saite anschlagen. Rifka erklärt diese Affinität mit der sufistischen Tradition des Orients: „Der Araber ist ein Freund der Natur und des Kosmos. Diese Anschauung haben auch die deutschen Literaten. Ich erinnere nur an Goethes „West-Östlichen Diwan“. In dieser Hinsicht gibt es also eine Gemeinsamkeit zwischen der arabischen und der deutschen Kultur.“

Nach der akribischen Auslese folgt die mühevolle Arbeit der Übertragung. Sie besitzt ihre eigenen

Tücken. Rifka unterscheidet zwischen technischen und kreativen Schwierigkeiten, die ein Gedicht dem Übersetzer aufgibt. Zunächst muss dieser sich fragen, warum ein Dichter genau jenes Wort gewählt hat und nicht ein anderes. Das erfordert ein Gefühl für Sprache, ihre Emanationen, Facetten und Schattierungen. Das Wort „Baum“ zum Beispiel besitzt für einen deutschen Leser eine andere Bedeutung als für einen arabischen. Assoziiert der deutsche mit ihm in der Regel etwas Schönes, steht für einen arabischen die Nützlichkeit im Vordergrund. Man kann seine Früchte verkaufen. Niemals also ist eine Übersetzung eine buchstäbliche, eine, die für jedes Wort eine genaue Entsprechung sucht. In vielen Fällen ist das auch gar nicht möglich. Schließlich gibt es für manche Wörter in der anderen Sprache kein Äquivalent. Dann muss der Übersetzer ein ganz neues Wort erfinden. Ein ähnliches Problem stellt sich bei veralteten, nicht mehr gebräuchlichen Ausdrücken. Oder bei lokal gefärbten. Es kam schon vor, dass Rifka in seiner Sorgfalt, Umsicht und Präzision Dialektforscher um ihre Mithilfe bat.

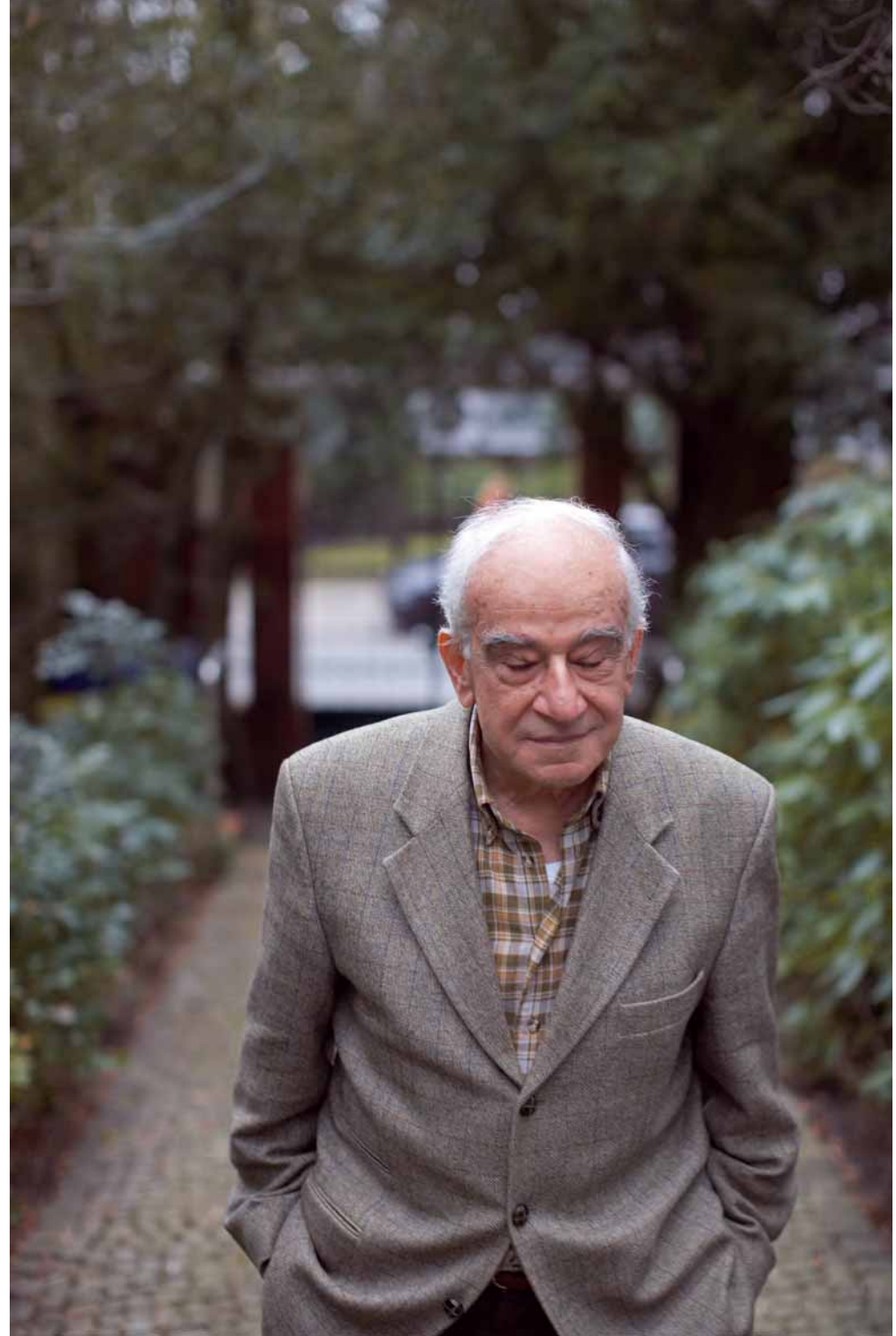
Die kreativen Schwierigkeiten lassen sich alle auf eine Frage zurückführen, die Rifka folgendermaßen formuliert: „Wenn selbst der Dichter nicht immer mit Sicherheit sagen kann, was er mit einem bestimmten Vers meint, wie sollte es dann ein Übersetzer können?“ Eine Krux, in der Tat. Der Lyriker Rifka wurde schon oft von seinen deutschen Übersetzern gebeten, zu erklären, was er mit dieser oder jener Zeile denn eigentlich meine. Stets antwortete er – mit Schweigen. Der Übersetzer muss selber eine Antwort auf die Fragen finden, die das Gedicht stellt. Rifka spricht in diesem Zusammenhang vom „dunklen Horizont“ eines jeden Gedichts: „Erst dieser macht aus einem Gedicht ein Gedicht.“ Für die Übersetzung bedeutet das aber, dass sie immer Interpretation ist. Dass sie das Original nie genau abbildet, sondern es immer nur nachschafft. Diese Kluft zwischen Original und Übersetzung existiert immer. Sie ist letztlich unüberbrückbar.

Wenn eine Übersetzung aber nicht vollkommen zum Ausdruck bringt, was der Dichter sagen wollte, warum sich dann überhaupt die Mühe machen? Fuad Rifka weiß auf diese Frage eine wunderschöne Antwort; eine, die wie so oft bei ihm über die konkrete Frage hinaus ins Zentrum seines Denkens und Schaffens führt: „Wenn wir die Sterne nicht erreichen können“, hebt er mit seiner sanft nuancierten Stimme an und fährt fort, „brauchen wir zumindest das Licht der Sterne. Wenn wir die Quelle nicht erreichen können, wäre es zumindest schön, das Rauschen der Quelle zu hören.“ Es ist eine auf den ersten Blick bescheidene Antwort in biblisch-orientalisch-mystischem Wortgewand. Auf den zweiten Blick aber drückt sich in ihr Rifkas ganze Hochachtung vor dem Wort aus, dem geschriebenen wie dem gesprochenen. Und mit dieser Hochachtung untrennbar verbunden ist sein fester Glaube, das poetische Wort könne die Welt verändern und Völker zusammenführen.

Fuad Rifka begreift seine Anthologie dezidiert als „Brückenbau zwischen der deutschen und der arabischen Kultur“. Sie soll die Kommunikation und das Verständnis zwischen den Völkern dauerhaft verbessern helfen. Das gelinge nicht, wenn wir uns lediglich auf die Politik oder die Ökonomie verlassen, sondern nur über die Kunst im Allgemeinen und die Dichtung im Speziellen. Denn nur das Gedicht, davon ist Rifka überzeugt, könne sich als Haus der Wahrheit tief in die menschliche Existenz hineinsenken und dort Wurzeln schlagen, die mehr bewirken können als politische und finanzielle Unterstützung. Diese hilft immer nur vorübergehend. 2001 hat der Dichter für sein Engagement als Mittler zwischen der deutschen und der arabischen Welt von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung den renommierten Gundolf-Preis verliehen bekommen. Die Laudatio von Stefan Wild versuchte damals, das Werk Rifkas mit dem letzten Vers eines Hölderlin-Gedichts zu fassen: „Was bleibet aber, stiften die Dichter“.

Rifka zitiert es auch jetzt wieder. Mehrmals. Ein besseres Motto für sein Leben und Arbeiten lässt sich auch schwerlich finden. Außer das andere Hölderlin-Zitat vielleicht, das er so gerne anführt: „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.“ Im Sommer wird der Dichter zu seiner Familie nach Beirut zurückkehren. Allerdings möchte er im Herbst – seinem geliebten Herbst, wie er immer wieder hervorhebt – noch einmal nach Deutschland zurückkehren, um die wirklich allerletzten Korrekturen an seiner Anthologie vor der Drucklegung vorzunehmen. Er ist sich der organisatorischen Schwierigkeit eines erneuten Aufenthalts bewusst: „Das Jahr am Wissenschaftskolleg ist in dieser Hinsicht einmalig.“ Voller Zuversicht fügt er allerdings gleich hinzu: „Irgendwie wird es klappen, wie, weiß ich nicht.“

Von Fuad Rifka liegt aktuell sein neuer Gedichtband „Die Reihe der Tage ein einziger Tag“ im Schiler Verlag Berlin vor. „Das Tal der Rituale“ ist 2002 im Straelener Manuskript Verlag erschienen.



Fuad Rifka

Letter from Berlin: Deflections

A year at the Wissenschaftskolleg is very pleasant. How much does the unique scholarly environment of the Wissenschaftskolleg deflect one's intellectual history?

Fellow 1996/1997 and 2006/2007

by Steven A. Frank

I was a fellow at the Wissenschaftskolleg ten years ago, and I am lucky to be able to return for another year. As I look back over the past ten years, a period in my life embraced by Berlin, I can now see that I began a major change in my research style during that first fellowship year. But I wonder what caused the change: How much did my first year in Berlin deflect my intellectual history?

When I planned my fellowship that began in 1996, I asked myself what I could do to take advantage of the opportunity. This was a chance to try out a new direction, perhaps one less valued on the short-term scale of academic science. The Wissenschaftskolleg provided an environment in which it seemed very natural to think in a more scholarly way about the fundamentals of my subject: Where did all the ideas, prejudices, mistakes, and successes come from? How could I build a new foundation on which the field might grow in the future?

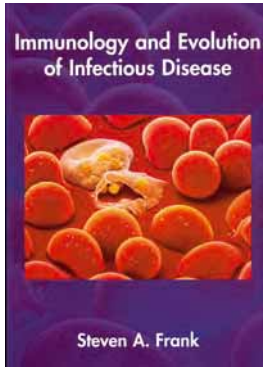
So I started a book, which became „Foundations of Social Evolution“ (1998). That book analyzed how cooperative groups form in biology. The groups may be the sort that one traditionally thinks of as societies, such as honey bee colonies or monkey troops. But sociality goes much deeper in biology, to its very core. I like to say that all of life is social.

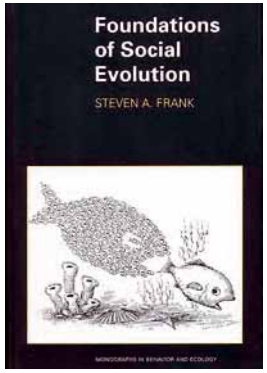
The first life – molecules that made copies of themselves – grouped together early on to form combinations of primitive genes. Further grouping built cells; single-celled organisms expanded into colonies with many cells; multicellular organisms came together into societies. Everywhere and forever tension arises between, on the one hand, conflict with neighbors for local resources and, on the other hand, cooperation and efficient use of resources in competition against other groups. The broad trends in the social history of life must be understood through these opposing processes of conflict and cooperation.
I knew that, from the strategic point of view of making a career in modern academic science, writing a book is almost always a bad move. Major grant agencies rarely support book writing. On the annual tally sheet, a book

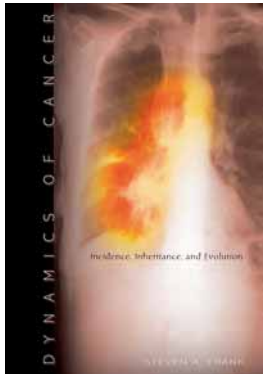
counts above a minor journal article and below a two-page report in the trendiest journals. But at the Wissenschaftskolleg, one feels isolated from the scorekeeping, encouraged to take the risk. The environment provided wonderful support, which turned out to be particularly important to me as I discovered the emotional rollercoaster of book writing. As I wrote my book, I gyrated through the feelings described so well by the biologist Jan Klein.

Starting a book, Klein said, is like setting out to cross the ocean on a raft. The weather is fine, the open air bracing. The challenge and excitement carry you forward. The days pass quickly. Then, one day, you awake, very tired. And there you are, ocean ahead and ocean behind. Too late to turn back; too hard to go forward. But you recover, struggle to the other shore, and feel the exhilaration of making it.

I survived my journey and finished my book. The journey was a great revelation for me, because it brought me back to what had attracted me to science. As a graduate student, my heroes had distinctive, personal visions of their topics; they made long, careful arguments backed by evidence from diverse disciplines. By contrast, much of the whirlwind of modern biology seemed to be a race to be the first, or a repetition of argument in order to position oneself against the competition.







My Berlin experience, by allowing me to return to my original ambitions from graduate school, seeded an addiction to projects in which I could push the boundaries of my discipline while also testing my own limits as a scientist. I was soon outlining plans for another book, to extend my second main topic of those days, the biology of attack and defense.

When a parasite attacks a host organism, the host's first challenge is to recognize the attacker. Some parasites evade recognition by mimicking the host, thus making it difficult for the host to distinguish between itself and the invader. More commonly, the host can recognize a specific mark on the parasite. Once the host focuses on a parasite mark, the parasite may evade host defense by altering its mark. The host must then find the new mark; the parasite evades again. The evolutionary chase between recognition and evasion continues over time. This topic goes to the heart of why we get sick, how we get better, and how we defend against future infections.
I felt that parasite biology could be a touchstone for the integration of different disciplines in biology. At the most reductionistic level, biochemical studies could, for the first time, define precisely the small molecular changes that allowed a parasite to escape recognition by the host. The material basis of recognition and escape had come into view; it was no longer a vague abstraction to say that the parasite had changed to start a new epidemic. We could now study what really matters in a direct way: How do populations of parasites evolve over time to escape host recognition? How does host recognition change over time in response to evolving parasites? These questions join molecular structure to the quantitative problems of evolutionary change – the central topic of my second book, „Immunology and Evolution of Infectious Disease" (2002).

By 2002, I had finally written out the main pieces from my early career, a process that began when I started my first Berlin fellowship. So when I arrived for a six-month fellowship at the Princeton Institute for Advanced Study in the early summer of 2002, just as my parasite book went to the press, I was carrying more weariness than new ideas. But once again, an Institute for Advanced Study gave me a chance at a new beginning.

My host in Princeton, the mathematical biologist Martin Nowak, had just started to work on cancer. I had always considered cancer a disease to be avoided rather than a topic for my own research. So, when Martin began to describe his various cancer projects, I only half-listened. But during my first month at Princeton, I slowly warmed to the subject. Cancer – the horrible disease that visits every family – is one of the great intellectual challenges of biology. What captured my imagination, what truly surprised me, is the way in which cancer sits at the nexus of so many fundamental processes of biology.

Our bodies are made up of cells, more than ten trillion of them. Every day, we produce billions of new cells: nor-

mally, the birth of each new cell is balanced by the death of an old one. When more cells are born than die, a tumor grows. Much of biochemistry ties into the controls over cellular birth and death, forming a series of checks and balances to protect against disease.

In my own work, I focused on the age at which people develop cancer. The age of onset reflects all of the steps through which cancer progresses, such as breakdown of the cellular repair system and loss of control over cellular birth and death. I developed insight into the causes of cancer by studying, for example, how inherited genetic mutations disrupt cellular biochemistry and shift the onset of cancer to earlier ages. My book, „Dynamics of Cancer: Incidence, Inheritance, and Evolution“, headed for the press as I arrived in Berlin for my second fellowship in the fall of 2006.

If I had never been to the Wissenschaftskolleg, would I have written these books? I do not know. I like to think my first year in Berlin deflected my path. Between trips to the museums with my new art historian friends, before late-day walks around the neighboring lakes, I realized my love of working on a bigger scale, the excitement and fear inspired by a larger challenge.

I am never quite sure whether the new direction I followed out of Berlin ten years ago set me on a productive path or a quixotic journey. But I am happy to be back in Berlin, perhaps to be deflected in yet another direction.

Steven Frank

Bildnachweise

1	Museum des rumänischen Bauern, Bukarest (Muzeul Taranului Român, Bucuresti)
3	Wissenschaftskolleg
7	Maurice Weiss/Ostkreuz Agentur der Fotografen
8	Maurice Weiss/Ostkreuz Agentur der Fotografen
9	Maurice Weiss/Ostkreuz Agentur der Fotografen
10	Uli Zeller/Sammlung Fröhlich Stuttgart
13	Maurice Weiss/Ostkreuz Agentur der Fotografen
15	aus: Robert Fludd, Utriusque cosmi maioris scilicet et minoris Metaphysica, physica atque technica Historia, (Metaphysik und Natur- und Kunstgeschichte beider Welten, nämlich des Makro- und des Mikrokosmos), Oppenheim 1619
16	Achim Sass/Westend 61
17	Matthias Kulka/Zefa/Corbis
18	Maurice Weiss/Ostkreuz Agentur der Fotografen
19	Maurice Weiss/Ostkreuz Agentur der Fotografen
21	Doris Poklekowski/AKG
23	Rareş Avram
26	Till Leeser/Bilderberg, Picture-Alliance
29	Museum des rumänischen Bauern, Bukarest (Muzeul Taranului Român, Bucuresti)
33	Museum des rumänischen Bauern, Bukarest (Muzeul Taranului Român, Bucuresti)

35	John Findlay/Universität Edinburgh
36	Joachim Kurtz
39	Hinrich von der Schulenburg
40	Sylvia Cremer
43	Maurice Weiss/Ostkreuz Agentur der Fotografen
45	Juergen Held/ travelstock44.de
47	AKG Images
48	SV Bilderdienst
51	Maurice Weiss/Ostkreuz Agentur der Fotografen
53	aus: Fuad Rifka, Das Tal der Rituale, ausgewählte Gedichte arabisch-deutsch, Straelener Manuskripte Verlag 2002
54	Rainer Maria Rilke, Duino Elegies, the German text with the English transl., introd., and commentary by James B. Leishman and Stephen Spender, New York: W. W. Norton 1939
59	Maurice Weiss/Ostkreuz Agentur der Fotografen
61	Berthold Steinhilber/Bilderberg
62	Steven A. Frank, Foundations of Social Evolution, Princeton University Press 1998; Immunology and Evolution of Infectious Disease, Princeton University Press 2002; Dynamics of Cancer, Princeton University Press 2007
63	Maurice Weiss/Ostkreuz Agentur der Fotografen
68	Wissenschaftskolleg

Impressum

Herausgeber

Der Rektor des Wissenschaftskollegs zu Berlin
Professor Dr. Dieter Grimm, LL.M.

Redaktion

Katharina Wiedemann, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Wissenschaftskolleg zu Berlin

Autoren

Dr. Ralf Grötker
arbeitet als freier Journalist zu Themen aus Philosophie und den Sozialwissenschaften; Veröffentlichungen u.a. in Brand Eins, Frankfurter Rundschau, Die Zeit, Telepolis

Tobias Haberl
Studium der Germanistik und Anglistik in Würzburg und Großbritannien,arbeitet seit 2005 für das Süddeutsche Zeitung Magazin

Dr. Florian Welle
Literaturwissenschaftler, Kulturjournalist und Hörspiellektor,
arbeitet u.a. für die Süddeutsche Zeitung

Bildredaktion

Julia Sörgel

Graphik und Layout

Juliane Heise / Reiner Will

Druck

Druckerei Heenemann Berlin, März 2007

Im Wissenschaftskolleg zu Berlin haben international anerkannte Gelehrte, vielversprechende jüngere Wisseschaftler sowie Persönlichkeiten des geistigen Lebens die Möglichkeit, sich frei von Zwängen und Verpflichtungen für ein Akademisches Jahr (Oktober-Juli) auf selbstgewählte Arbeitsvorhaben zu konzentrieren. Die rund 40 Fellows bilden eine Lerngemeinschaft auf Zeit, die durch Fächervielfalt, Internationalität und Interkulturalität gekennzeichnet ist. Die Institution sorgt für optimale Bedingungen, damit die Fellows sich ganz ihrer intellektuellen Aufgabe widmen und dabei von dem Anregungs- und Kritikpotential einer herausragenden Gelehrtengemeinschaft profitieren können.

„Die Zeiten, sie sind nicht so, dass in unseren Hohen Schulen ein gelehrter und kreativer Kopf sich in Kontinuität und Konzentration seiner forscherischen Aufgabe hingeben kann. Und: Die Zeiten, sie sind nicht so, dass 'die Gesellschaft' gleich welchen Landes und welcher Kultur, es sich leisten könnte, auf den Ertrag der kreativen Arbeit des gelehrten Kopfes zu verzichten."

Peter Wapnewski
Gründungsrektor 1982 - 1986

„Das Wissenschaftskolleg ist ein Experiment im Verstehen, ein hermeneutisches Exerzitium, das ein ganzes Jahr lang währt."

Wolf Lepenies
Rektor 1986 - 2001

„Das Wissenschaftskolleg gehört zu jenen - abnehmenden - Inseln des Nicht-Kommerziellen, von denen aus die Konsequenzen der vorherrschenden technisch-ökonomischen Rationalität überhaupt noch unabhängig beobachtet und beurteilt werden können."

Dieter Grimm
Rektor seit 2001

WISSENSCHAFTSKOLLEG ZU BERLIN WALLOTSTRASSE 19 14193 BERLIN GERMANY
TELEFON +49 30 / 8 90 01-0 FAX +49 30 / 8 90 01-300
WIKO@WIKO-BERLIN.DE WWW.WIKO-BERLIN.DE